

KEIN MÜLLER



Ein Magazin über Geflüchtete und deren Geschichten

**Für
Geflüchtete,
die es nicht
in die
Schweiz
geschafft
haben.**

Liebe Frau Müller

Lieber Herr Müller

Wenn du das liest, bist du vermutlich ein(e) Müller.

Vielleicht heisst du nicht so. Aber du siehst so aus. Du teilst dieselben Wurzeln wie so viele von uns, eine ähnliche Bildungsreise, ein vergleichbares Umfeld. Gehst in einen Verein, fährst im Winter Ski und im Sommer Mountainbike. Und natürlich kennst du auch Probleme. Von Kleinigkeiten des Alltags wie dem platten Reifen bis zu echten Existenzängsten. In der Corona-Krise haben wir alle gelernt zu verzichten. Aber keines der Probleme resultiert daraus, woher du kommst, was du denkst und fühlst – oder einfach, wie du bist. Kurz: Du bist privilegiert. Das geht nicht allen so.

Denn die Schweiz, das sind wir alle. Nicht nur Herr und Frau Müller.

68 842 anerkannte Flüchtlinge leben 2021 in unserem Land – Tendenz steigend, Grauzone riesig. Sie bilden damit immerhin fast ein Prozent unserer Bevölkerung. Und doch haben die meisten von uns höchstens Kontakt mit ihnen, wenn wir mal wieder die Zeitung lesen. «80 Migranten ertrinken vor der Küste Italiens» heisst es da, oder «Tausende flüchten vor Hungerkrise.» Erschreckend, ja. Zumindest anfangs. Mittlerweile nehmen wir solche Meldungen wortlos zur Kenntnis. Wenige Minuten später geraten sie in Vergessenheit. Und weiter geht es mit dem Alltag. Ohne sich einmal wirklich mit dem Thema beschäftigt zu haben.

Doch hinter diesen Zahlen stecken keine Statistiken. Sondern Menschen. Elvis ist nicht einer der hunderttausend Flüchtlinge des Bosnienkrieges, sondern ein Ehemann, der seine neue Heimat in der Schweiz gefunden hat (Seite 22). Ghazal ist keine gesichtslose junge Frau, die zu uns vor der Unterdrückung in ihrem Herkunftsland geflohen ist (Seite 78). Sie haben Geschichten erlebt, die schockieren. Die unendlich traurig und unfassbar wütend machen. Die aber auch Hoffnung wecken, dass wir unser Land gemeinsam zu einer Heimat für alle Menschen machen können, die ihre eigene verloren haben. 10 Menschen berichten in diesem Magazin von ihren mutigen Reisen, bis sie in der Schweiz angekommen sind – und wirklich angekommen sind manche von ihnen bis heute noch nicht.

Wir laden dich ein, ihre Perspektive einzunehmen.

Denn die Spaltung der Gesellschaft überwinden wir nur, wenn wir uns mit der anderen Seite beschäftigen. Sie ernsthaft kennenlernen, statt ihre

Geschichten in der Zeitung zu überblättern. Wenn Herr und Frau Müller Verantwortung übernehmen, die Schweiz in ein solidarisches Zuhause mit Mitgefühl für uns alle zu verwandeln.

Und ein offenes Ohr ist der erste Schritt auf dem Weg dorthin.



Sébastien Ross & Svenja Tschannen

Zehn Geschichten über zehn Menschen

Produktion

Sébastien Ross
Svenja Tschannen

Webseite

keinmüller.ch

Portfolio

sebastienross.ch
svenjatschannen.ch

Lob und Kritik

svenja.tschannen@icloud.com

Tashi	14
Elvis	22
Yosan	36
Kiflay	42
Yohannes	48
Ablelom	54
Ramazan	60
Karl	66
Ghazal	78
Sanaz	82

Bist du ein Schwarz- Weiss- Denker?

Editorial	4
Impressum	7
Kontributoren	10
Danksagung	86
Epilog	88



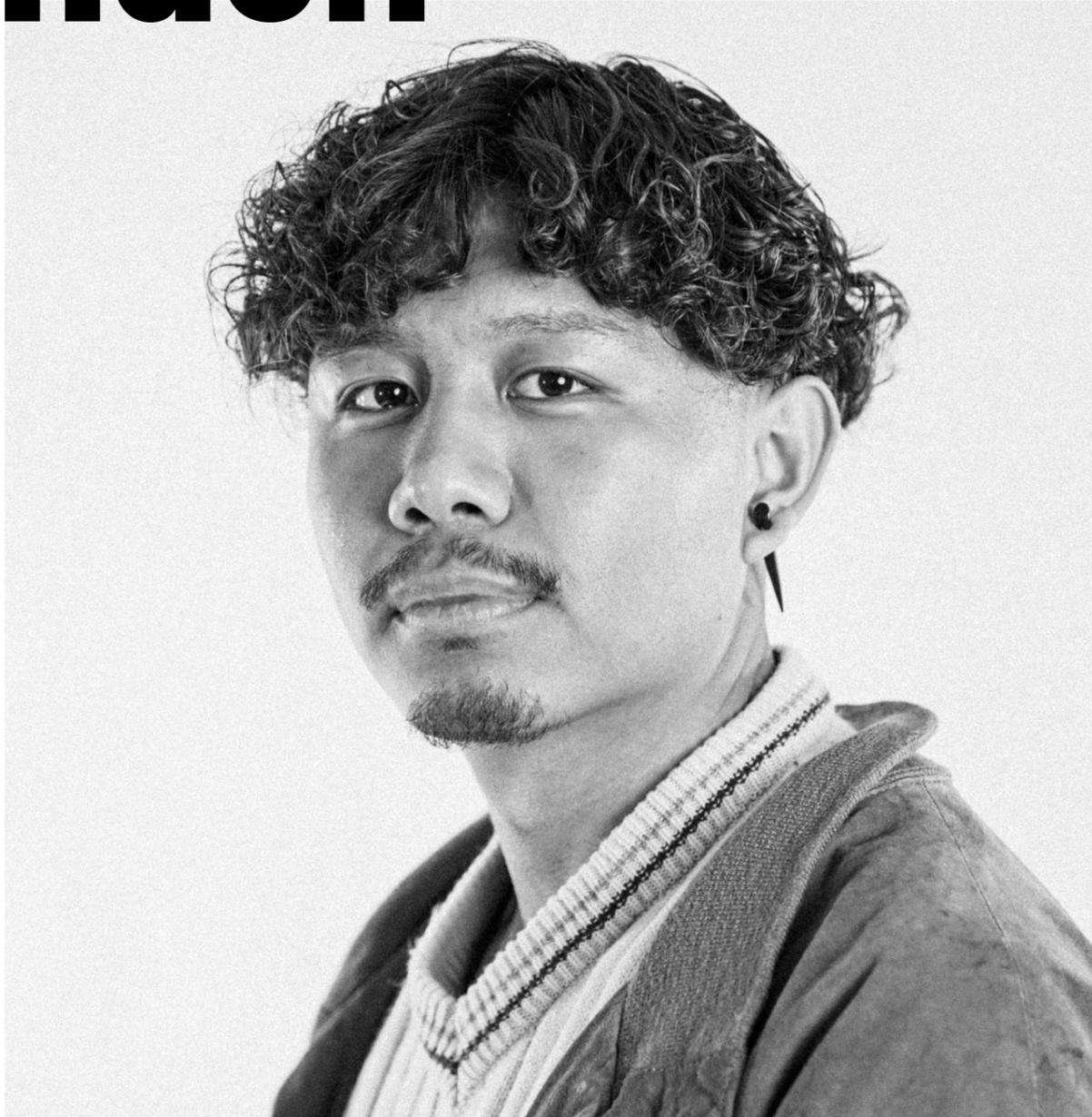
«Kein Müller» ist das Ergebnis der gemeinsamen Bachelorarbeit von Sébastien Ross und Svenja Tschannen. Uns beide eint die Liebe und Leidenschaft für Menschen und ihre Geschichten. Diese Leidenschaft ist unser Antrieb, dafür brauchen wir kein Depot mit Traubenzucker und Kaffeekapseln. Die Themenwahl für die Bachelorarbeit war wie Liebe auf den ersten Blick, schnell und fast ohne Worte haben wir uns für das Thema und das Medium entschieden. Als Sohn eines vietnamesischen Flüchtlings und einer Unterstützerin der Geflüchtetenhilfe haben wir beide persönliche Erfahrungen mit den Themen in «Kein Müller». Deshalb möchten wir Menschen und ihren Geschichten einen Raum bieten, gehört zu werden. Wir hoffen, dir ein wenig dieser Motivation mitgeben zu können.

Wenn Sébastien nicht gerade mit der Kamera hantierte, traf man ihn oftmals schwitzend auf dem Fussballplatz an – seine zweite grosse Leidenschaft. Svenja hingegen layoutete das Magazin während des Aufenthalts in einem Yogacamp und wechselte zwischen Yogamatte und Laptop hin und her.

«**Wir wollen
Geflüchteten
eine Stimme
geben und
Vorurteile
abbauen.**»

Offiziell gehört das autonome Gebiet Tibet zu Chinas Staatsgebiet. Doch seit Jahrzehnten werden die Rufe nach Freiheit und Unabhängigkeit lauter, trotz der Übermacht Chinas. Es ist ein ungleiches Duell – Tibets Kampf um Autonomie dauert an.

Aufbruch nach



Chieque

Es ist ein vergessener Kampf, den Tibet gegen das übermächtige China über sich ergehen lassen muss. Fernab des globalen Medienfokus und mit geringer Aufmerksamkeit werden Tibeter unterdrückt und müssen schlimmstenfalls ihre Heimat verlassen – wie auch Tashi Tsangmada (23) aus Nyalam.

“Tibet wird von China unterdrückt, das ist ein Fakt.”

Tashi, du bist im Tibet, einer autonomen Region Chinas, aufgewachsen – wie sieht eine Kindheit unter solchen Umständen aus?

Um ehrlich zu sein relativ normal. Ich bin in einem kleinen Dorf in den Bergen Tibets aufgewachsen, Nyalam. Offiziell untersteht die gesamte Region China, es gehört jedoch zum autonomen Gebiet Tibets. Dort lebten wir Tibeter und Chinesen zusammen, Seite an Seite. Die Chinesen sind dort jedoch in der Minderheit. Als Kind bekommt man von all dem nicht wirklich viel mit – man kennt es ja nicht anders. In der Schule drückten wir gemeinsam die Schulbank. Konflikte oder sonstige Probleme gab es keine. Uns wurden auch beide Sprachen beigebracht.

War der chinesisch-tibetische Konflikt ein Thema am Familientisch?

Weder ich noch meine beiden kleinen Schwestern bekamen viel davon mit. Meine Mutter war Hausfrau, das Geld für die Familie verdiente mein Vater als Koch. Beide versuchten aber diese politischen Themen von uns fernzuhalten. Nicht ganz einfach, denn mein Vater war politisch aktiv, setzte sich für ein eigenständiges, unabhängiges Tibet ein. Das war für ihn eine Herzensangelegenheit.

Wie hast du dieses Engagement wahrgenommen?

Nach und nach gab es Veränderungen im Alltag, die auch ich mitbekam. Es fing damit an, dass man in der Schule plötzlich nur noch Chinesisch lernen sollte – das Fach Tibetisch wurde abgeschafft. Es wurden auch vermehrt Kloster – für uns Tibeter sehr bedeutende Orte – «renoviert». Eigentlich aber wurden sie abgerissen, um auch ein religiöses Statement zu setzen. Mein Vater sträubte sich dagegen – jahrelang kämpfte er dafür, die tibetische Kultur zu erhalten und setzte sich für Unabhängigkeit ein. Beispielsweise forderte er, dass an Schulen weiter Tibetisch unterrichtet wird.

Welche Folgen hatte dieses politische Engagement für dich und deine Familie?

Chinas Regierung war natürlich alles andere als erfreut über die politischen Vorstöße meines Vaters. Auch ich merkte das mit der Zeit. Es fing damit an, dass Männer vor unserer Haustür standen. Sie befragten meine Eltern; machten meinem Vater verständlich, dass solche Aktionen nicht gern gesehen sind. Von Nachbarn musste die Regierung vernommen haben, dass sich mein Vater für ein freies Tibet einsetzt. Sie drohten ihm auch mit Freiheitsstrafen, machten Druck. Das war nicht einfach für uns, doch mein Vater wollte nicht einfach aufgeben.



Bis der Druck schliesslich zur Gefahr wurde.

Richtig. Diese einstige Unsicherheit wandelte sich mehr und mehr zu einer bedrohlichen Situation. Das realisierten auch meine Eltern. So kam es, dass sie mir eines Tages sagten: «Tashi, wir unternehmen mit der ganzen Familie eine Reise.» Ich fragte sie, wohin wir gehen würden. «Chieque», sagten sie. Chieque ist tibetisch und steht für eine Reise, die weit weg führt. Ich war klein und bis dahin noch nie im Ausland gewesen. Aus dem Fernsehen kannte ich lediglich Amerika, und so malte ich mir im Kopf aus, dass wir dort Ferien machen würden. Sie sagten mir, ich dürfte es keinem meiner Klassenkameraden und auch sonst niemandem erzählen.

Wie lief die Flucht ab?

Zwei Tage lang ging es zu Fuss, mit der Kutsche und mit dem Auto in den Süden. Wir nahmen nicht besonders viel mit – doch an die buddhistischen Statuen kann ich mich noch gut erinnern. Die waren sehr wichtig für uns. Schliesslich kamen wir in der Hauptstadt von Indien an, Delhi. Es sollte nur ein Zwischenhalt werden, davon wusste ich aber nichts. Indien war ein Kulturschock für mich. Ich bin in einem Dorf in den Bergen aufgewachsen, einem ruhigen und beschaulichen Ort. Delhi ist eine Weltmetropole – chaotisch, heiss und laut. Die Hitze war zu Beginn unerträglich für mich. Auch die Menschen waren anders als Zuhause, selbstverständlich auch die Sprache. Ich war ziemlich durcheinander, wusste nicht, ob wir jetzt für immer hier bleiben würden. Schule hatten wir keine – einzig in einem tibetischen und englischen Lexikon musste ich täglich Wörter lernen. Da unsere gültigen Dokumente vorbereitet werden mussten, harrten wir einige Monate in Indien aus. Nach einigem Hin und Her durften wir endlich ausreisen – und ich stieg zum ersten Mal in meinem Leben in ein Flugzeug. Ein komisches Gefühl.

Was waren die ersten Eindrücke in der Schweiz?

Ich war sehr überrascht von den Menschen in der Schweiz (lacht). Sie waren alle sehr gross, hatten eine andere Hautfarbe und eine merkwürdige Haarfarbe. Dies kannte ich nur aus dem Fernseher. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie mit solchen Haaren geboren wurden. Und auch an das erste Essen kann ich mich noch erinnern. Wir bestellten in einem Imbiss einen Dürüm – für mich ein ganz spezielles Gericht. In Tibet gibt es solche Sachen nicht. Mir schmeckte das überhaupt nicht. «Papa, weshalb essen die Menschen hier Gras im Brot?», fragte ich meinen Vater. Heute ist Dürüm eine meiner Leibspeisen – ich könnte jeden Tag einen verputzen.

Wie ging es dann für dich weiter?

Wir haben dann in der Schweiz Asyl beantragt und waren in Basel in einem Asylheim.

Aufgrund der politischen Lage in Tibet wurden wir schnell angenommen. Wir wurden dann einem Kanton zugewiesen und kamen zufälligerweise nach Bern – und leben seitdem hier.

Wie kamst du persönlich zurecht?

Alles war fremd. Sprache, Kultur und das Wetter. Was mir enorm geholfen hat, war der Fussball. Mein Vater meldete mich bei einem lokalen Verein an – in der Hoffnung, unter anderem die Sprache schnell zu erlernen. So kam ich zu meinem ersten Fussballverein. Viele andere Mitspieler waren ebenfalls Ausländer und hatten auch Mühe mit Deutsch – gemeinsam konnten wir unsere Sprachkenntnisse spielerisch aufbauen. Auch in der Schule half mir das. Ich schloss meine obligatorische Schulzeit erfolgreich ab und machte eine Ausbildung zum Pfleger – ein Beruf, der mich sehr erfüllt.

Fühlst du dich wohl in der Schweiz?

Ja, sehr. In der Schweiz erhielt ich die Möglichkeit, eine Ausbildung zu absolvieren. Das war ein erster Schritt in ein neues Leben. Dadurch kann ich auch meine Eltern finanziell unterstützen, gerade wenn sie älter werden. Dafür bin ich der Schweiz sehr dankbar.

Vermisst du etwas von deiner alten Heimat?

Dies ist schwer zu sagen. Ich war damals noch sehr klein. Als ich dann in der Schweiz ankam, war alles neu und aufregend. Neue Sprache, neue Menschen, neue Kultur, neues Land. Lange Zeit realisierte ich nicht, welchen Hintergrund ich mitbrachte. Dass ich als Flüchtling mein Land verlassen musste. Heute bin ich reflektierter, habe auch mehr an die Zeit im Tibet gedacht. Aber vermissen? Nein, das würde ich nicht sagen. Ich habe hier alles, was ich brauche.

Wie hast du realisiert, dass du als Flüchtling in die Schweiz gekommen bist?

Ich besuchte für ein Jahr die Klasse für Fremdsprachige KfF, in der Kinder Deutsch lernen. Neben mir gab es auch andere Kinder, die ihre Heimat verlassen mussten. In einigen Unterrichtssituationen war ich zwar komplett hilflos und verloren – wusste aber, dass es denen links und rechts von mir auch so ging. Wir haben uns verstanden. Und wir fühlten uns nicht anders, fühlten uns nicht alleine. So konnte ich meine Kindheit ausleben und Erfahrungen sammeln. Später dann machte ich mir Gedanken zu meinen Wurzeln und den Gründen, weshalb ich eigentlich hier war. Aber das kam zu einer Zeit, als ich bereit war für solche Gespräche – dies half mir sicherlich.

Warst du seither wieder im Tibet?

Nein, das ist leider nicht möglich. Ein Visum zu erhalten ist für mich reines Wunschdenken.

Da ich keinen Schweizer Pass besitze, reise ich als Tibeter in das Land ein. «Ausweis B» sagt denen nichts – die wollen dann wissen, weshalb ich 12 Jahre weg war. Eine Einreise ohne Schweizer Pass ist unmöglich.

Würdest du gerne wieder einmal gehen?

Ja, natürlich. Es ist ja trotz allem meine Heimat. Gerade mein Dorf möchte ich besuchen – sehen, was sich über die Jahre verändert hat. In all der Zeit ist bestimmt viel passiert.

Was ist für dich deine Heimat?

Ich habe die tibetische Mentalität in mir, den tibetischen Humor. Wenn ich mit Schweizern zusammen bin, kann ich mich gut anpassen und integrieren – ich fühle mich aber fast noch mehr verstanden, wenn ich unter Tibetern bin. Als meine Heimat würde ich Tibet nennen. Und wenn mich Leute im Ausland nach meiner Herkunft fragen, zögere ich keine Sekunde mit der Antwort: «Ich bin Tibeter.» Zumindest so lange ich noch keinen Schweizer Pass besitze.

Kannst du dich noch an deine früheren Freunde deiner Kindheit erinnern?

Natürlich, ich kann mich an jedes Gesicht und jeden Namen genau erinnern. Aber ich habe diese Menschen, meine engsten Kinderfreunde, nie wiedergesehen. Ich weiss auch nicht, wo sie heute sind. Entweder immer noch im Tibet oder es hat sie das gleiche Schicksal wie meine Familie getroffen.

Für uns Schweizer sind andere Konflikte präsenter als jener im Tibet – wie muss man sich die Situation vorstellen?

Parallelen gibt es sicher mit dem Konflikt zwischen Israel und Palästina. Auch dort wird eine Minderheit unterdrückt, regelrecht aus ihrem Lebensraum verdrängt. Was das ganze so heikel macht, ist Chinas Propaganda-Apparat. Die Regierung setzt alles daran, die Medien zu kontrollieren – und die eigenen Aktionen vor ausländischen, unabhängigen Medienvertretern abzuschirmen. Bestes Beispiel dafür ist die Vertreibung der Uiguren – auch dort wird vertuscht und gelogen. Im Tibet kann jederzeit die Chinesische Regierung Anspruch auf ein tibetisches Dorf erheben. Es werden neue Regeln aufgestellt, die den Alltag verändern. Die Polizei stellt die Einhaltung sicher, bei Protest oder gar Aufstand droht einem das Gefängnis.

Macht dich dies auch wütend?

Tibet wird von China unterdrückt, das ist ein Fakt. Tibeter können deshalb ihre Sprache und Kultur nicht ausleben. Dies macht mich wütend und traurig. Mich betrifft das ja nicht direkt, ich lebe hier in der Schweiz ein gutes, sorgloses Leben.

Ich muss nicht in der Angst leben, unterdrückt zu werden. Schlimmstenfalls muss ich um die Sicherheit meiner Familie fürchten. Aber die Menschen in Tibet leben tagtäglich mit diesem mulmigen Bauchgefühl. Wenn ich höre, dass es wieder Aufstände oder Demonstrationen gab und diese niedergeschlagen wurden, tut mir das im Herzen weh.

Was möchtest du der Öffentlichkeit gerne mitteilen?

Auf der ganzen Welt, in so vielen anderen Ländern, gibt es ähnliche Probleme. Vielerorts passieren so viele schreckliche Dinge, man muss nur die Augen öffnen. Informiert euch, befasst euch mit dem Thema, sprecht darüber. Richtet den Blick auch auf unangenehme Themen wie die Situation in Tibet. Das ist das Mindeste, was wir von hier aus tun können.

**Aus Nachbarn
wurden Feinde und
das ehemalige
Jugoslawien zerfällt.
In den 90er Jahren
wütete in Osteuropa
der Bosnienkrieg.
Die verübten
Kriegsverbrechen wie
Internierungslager
und Massenmorde
gelten als Verbrechen
gegen die
Menschlichkeit.**

ZWISCHEN HIMMEL UND

TRNOPOLJE



Als ich acht Jahre alt war, verbrachte ich einige Monate im berüchtigten Internierungslager «Trnopolje». Ich erinnere mich heute zurück – an hasserfüllte Momente und Freudentränen.

Es lag etwas in der Luft. Seit Wochen schon hatte sich die Situation zugespitzt, die Fronten waren endgültig verhärtet. Das ehemalige Jugoslawien stand im Frühling 1992 kurz vor einem historischen Umbruch, das war förmlich spürbar. Ich weiss noch, wie ich als kleiner Junge täglich gespannt den Nachrichten im Fernseher gelauscht hatte. Sie berichteten von einem Krieg, der unausweichlich schien. Unser kleines Heimatdorf Kozarac im Norden Bosnien-Herzegowinas befand sich inmitten der Teilrepubliken Kroatien, Serbien und Montenegro. Der Alltag wurde vom multikulturellen Aufeinandertreffen verschiedenster Nationalitäten und Religionen geprägt: Bosnier lebten Seite an Seite mit Serben und Kroaten. Symbolisch für das funktionierende Zusammenleben war eine Moschee, die mitten in der Stadt stand – einige Meter weiter folgte eine christliche Kirche. Die Menschen lebten hier im Einklang miteinander. Uns wurde schon von klein auf die Prämisse gelehrt: «Einigkeit und Brüderlichkeit.» Doch diese Welt begann mit den Kriegswirren zu bröckeln. Das gegenseitige Misstrauen innerhalb der Bevölkerung wuchs, Bevölkerungsgruppen entfremdeten sich. Es bildeten sich militante Gruppen, die abends durch das Dorf patrouillierten. Waffen wurden gehortet. Auch der Schulunterricht wurde auf unbestimmte Zeit abgesetzt. Ich verstand damals nicht wirklich, was da im Gang war – lediglich meinen Eltern merkte ich die Anspannung an. Wegweisend war die Schliessung der Landesgrenzen im Mai 1992. Ein- und Ausreisen waren nicht mehr möglich. Serbien hatte mittlerweile bereits Kroatien den Krieg erklärt. Es folgte ein Ultimatum der übermächtigen serbischen Armee: Bosnien sollte bis 12 Uhr Mittags widerstandslos kapitulieren – ansonsten würde das Feuer eröffnet werden.

MEIN VATER HATTE IN DEN WOCHEN ZUVOR BEREITS VORGESORGT.

Neben unserem Haus hob er eine meterhohe Grube aus, rund 10 Meter tief. Der improvisierte Bunker wurde mit massiven Baumstämmen gedeckt und sollte uns vor feindlichen Geschossen etwas Schutz bieten. Punkt 12 Uhr flog die erste Granate über unsere Köpfe. Zwar schlug die Granate mit einiger Entfernung ein, der Einschlag war aber deutlich zu hören. Ich geriet in Panik, mein Vater zog mich in den Bunker. Es folgten zugleich meine Mutter und mein einjähriger Bruder. Mein Vater konnte nicht bleiben. Er griff sich sein Gewehr und lief geradewegs in die Richtung, aus der die Granate geflogen kam. Ich hatte panische Angst, das Gefühl lässt sich kaum beschreiben. Es folgte ein riesen Donnerwetter, das Bombengewitter kam näher und näher. Der Boden bebte förmlich. Sie feuerten mit Panzern und schweren Kalibern. Das ist ein Gefühl, das ich niemandem zu erleben wünsche. Hätte es bei uns eingeschlagen, wäre es mit uns vorbei gewesen, das war mir bewusst. Das ging den ganzen Tag so weiter, stundenlang. Ich weinte endlos. Es war ein banges Warten auf das Ungewisse. Abends musste ich auf die Toilette. Meine Mutter hob mich aus dem Bunker raus. Es war bereits dunkel, ich musste mich

erst wieder orientieren. Was dann folgte, war ein Gefühl, das ich kaum beschreiben kann. Ich stand inmitten meiner altbekannten Strasse vor meinem Elternhaus – und um mich herum herrschte komplette Verwüstung. Alles brannte lichterloh, überall Rauch. Die zerstörten Gebäude glichen einem Schlachtfeld. Ich kriege heute noch Gänsehaut, wenn ich das erzähle. Mein Heimatdorf war nicht wiederzuerkennen.

UNS WURDE VON DER STRASSE ZUGERUFEN, DASS WIR FLIEHEN MUSSTEN.

Die Serben hätten uns eingekesselt und seien bereits vor den Toren der Stadt. Es ging alles sehr schnell. Wir gingen los, ziellos liefen wir in eine Richtung – geradewegs in die Arme serbischer Soldaten. Widerstand zu leisten war zwecklos. Die Soldaten brachten uns zu einer riesigen Anlage. Es sah aus wie eine kleine Stadt, die von Stacheldraht umringt war. Überall war das Militär. Und beim Eingang las ich die Aufschrift «Trnopolje». Ich sah vor mir eine riesige Menschenschlange, hunderte, tausende Menschen standen in Reih und Glied an. Wir mussten uns jenen anschliessen. Vorne angekommen, wurden wir Häftlinge sortiert – hier Frauen und Kinder, auf der anderen Seite die Männer. Es ereigneten sich schreckliche, herzerreissende Szenen in diesem Moment. Familien wurden auseinandergerissen und sahen sich teilweise nie mehr wieder. Mit Bussen wurden wir zu einer alten Schule gebracht. Das karge Gebäude war zur Unterkunft für die Insassen des Lagers umfunktioniert worden. Darin sollten wir die Nacht verbringen. An Schlaf war jedoch nicht zu denken. Der nackte Boden war eiskalt, wir lagen eng aneinandergereiht, Schulter an Schulter. Draussen wurden immer wieder Schüsse abgefeuert – psychischer Terror, um uns nicht schlafen zu lassen. Regelmässig öffneten Soldaten die Türe, leuchteten uns mit Lampen ins Gesicht und zerrten junge Frauen aus dem Zimmer. Gehört hat man nichts, aber jeder wusste, was folgte. Es sollte die erste Nacht von vielen werden. Eine grauenhafte Zeit.

TRNOPOLJE WAR DIE HÖLLE.

Es handelte sich um ein Kriegsgefangenenlager der serbischen Armee, primär wurden dort Frauen und Kinder gefangen gehalten. Andere Lager waren auf männliche Insassen ausgerichtet. Alle Kriegsparteien unterhielten im Kriegsgebiet solche Anlagen, in denen auch ethnische Säuberungen und Kriegsverbrechen verübt wurden. Schätzungen unabhängiger Organisationen zufolge wurden damals in hunderten Internierungslagern rund 30 000 Menschen ermordet. Erst Monate später erfuhr die Weltöffentlichkeit von der Existenz solcher Lager. Im August 1992 wurde Trnopolje als erstes Lager von internationalen Kriegsberichterstattern besucht. Die Bilder gingen um die Welt und wurden als endgültiger Beweis für das Bestehen solcher Lager gesehen. Das berühmteste Bild wurde unter anderem

“NOCH HEUTE VERFOLGT MICH DAS GERÄUSCH DER BOMBEN.”

Titelbild des TIME Magazines (siehe QR-Code). Es zeigt meinen Cousin Fikret Alic, der ebenfalls mit uns im Camp war. Erst Jahre später, wir waren bereits in der Schweiz, erkannte ihn mein Vater auf dem Foto. Wir trauten unseren Augen kaum. Es vergingen drei Monate. Und dann, eines Tages, wurden wir mit anderen Insassen aus dem Camp herausgeführt. Vor uns sahen wir plötzlich Zugwaggons stehen. Die Gleise führten ins Nichts. Niemand von uns verstand, was passierte.



WIE TIERE WURDEN WIR IN DIE WAGEN GEDRÄNGT.

Die Hitze im vollgestopften Zug war unerträglich. An den Innenwänden hatten sie ein Gemisch aus Kalk und Ammoniak angebracht, das die Luft austrocknete und die Haut angriff. Dann setzten sich die Waggons in Bewegung. Es gab keine Fenster, die Bedingungen waren katastrophal. Nach einer viertägigen, endlos langen Zugfahrt kamen wir in der Stadt Doboj an. Wir wurden zu einer Brücke gebracht, die über einen Fluss ragte. Die Soldaten befahlen uns, über die Brücke zu laufen. Niemand sagte uns, was da gerade vor sich ging.

Ich weiss noch genau, wie ich dicht neben meiner Mutter lief, mich an ihrem Kleid festklammerte. Wir mussten auf den Boden schauen. In all den Monaten im Camp wurde uns das so eingetrichtert. Den Soldaten durften wir nie in die Augen schauen. Plötzlich wurden Stimmen lauter und wir liefen geradewegs in die Arme serbischer Soldaten. «Runterschauen», wurde uns immer wieder gesagt. Ich riskierte dennoch einen Blick und sah zu meinem Verblüffen das Abzeichen des bosnischen Militärs. In dem Augenblick dachte ich, ich träume. «Mama!», sagte ich. «Das sind unsere Soldaten!» Sie schnauzte mich jedoch nur an und sagte, ich soll ruhig sein. Doch dann bemerkte auch sie, dass wir tatsächlich von bosnischen Soldaten umgeben waren. Dieser Moment war unbeschreiblich. Ein Gefühl von Sicherheit, fast schon eine innere Wärme, machte sich in mir breit. Beim Blick zurück sah ich eine Gruppe von Kriegsgefangenen, die mittlerweile bei den serbischen Soldaten angekommen war. Dieser Gefangenenaustausch auf der Brücke in Doboj war für mich wie ein symbolischer Übertritt von der Hölle in den Himmel. Natürlich, wir hatten immer noch grosse Sorge und die Zukunft war ungewiss – dennoch fühlten wir uns sicher. Wir wurden in eine Sporthalle in der benachbarten Stadt Zenica gebracht. Neun Monate verbrachten wir in diesem Flüchtlingslager.

ZWEIMAL TÄGLICH GAB ES REIS, JEDEN TAG DASSELBE.

Die Bedingungen waren sporadisch, aber im Vergleich zu den Monaten zuvor waren es Welten. Das Rote Kreuz kam sogar mal vorbei und verteilte Geschenke und Essen. Einmal pro Tag heulten die Sirenen auf, dann mussten wir uns in den Bunker verkriechen. Es folgten die täglichen Bombardierungen der serbischen Luftwaffe. Doch der Alltag im Camp war den Umständen entsprechend gut. Nach neun Monaten schafften wir es mit Bussen, die regelmässig organisiert wurden, aus dem Camp heraus. Nach einigem Hin und Her kamen wir in Zagreb, Kroatien, an. Wir wollten von Kroatien weg, wussten aber nicht, wohin. In ganz Europa hatte es mittlerweile Bemühungen verschiedener Länder gegeben, Flüchtlinge aufzunehmen. Wir erfuhren von einer Liste, wo nach Familienangehörigen vermisster Personen gesucht wurde. Meinen Vater hatte ich das letzte Mal gesehen, als er aus dem Bunker stieg und Richtung serbische Armee stürmte. Das war jetzt fast drei Jahre her. Und plötzlich stand da der Name «Alic». Wir trauten unseren Augen kaum. War das tatsächlich möglich? Wir mussten uns ausweisen, anschliessend nahmen wir Kontakt mit den Behörden auf. Mein Vater war schon seit einiger Zeit in der Schweiz. Die Schweiz genehmigte innert weniger Tage unser Gesuch um Asyl und wir flogen mit dem Flugzeug nach Zürich. In Chur erwartete uns mein Vater bereits auf dem Perron. Diesen Moment kann man nicht beschreiben, unmöglich. Über ein Jahr hatten wir nichts voneinander gehört. Ich trug während dieser ganzen Zeit immer ein Bild von ihm eng an meiner

Seite. Meine Mutter versuchte stets mich zu beruhigen und sagte: «Es geht ihm gut, ganz bestimmt. Irgendwo wartet er auf uns.» Und dann stand er plötzlich vor mir. Irgendwo in der Schweiz, in einem beschaulichen Bahnhof in den Bergen, sah ich meinen Papa endlich wieder. Ich rannte ihm entgegen, nahm ihn in den Arm. Und dann schenkte er mir Schweizer Schokolade, daran kann ich mich noch genau erinnern. Ein unglaublich schöner Moment.

DIESER AUGENBLICK DES WIEDERSEHENS WAR UNBESCHREIBLICH.

Heute lebe ich seit 27 Jahren in der Schweiz. Ich bin in diesem Land angekommen, fühle mich sehr wohl hier. Auch was den Krieg und das Erlebte betrifft, habe ich viel gelernt. Zu Beginn verspürte ich einen unvorstellbaren Hass gegenüber Serben. Das war auch eine Folge der Kriegspropaganda. Tief in mir drin war diese blinde Ablehnung gegenüber Serben verwurzelt. Doch eine ganz spezielle Begegnung führte zu einem Umdenken. Ich war damals 17 Jahre alt und gerade mit meinen Freunden unterwegs. Ein Junge kam vorbei, er stellte sich als «Sascha» vor, anscheinend war er mit anderen aus der Gruppe befreundet. Er machte einen freundlichen Eindruck und machte die Runde. Als er mir seine Hand entgegenstreckte, fiel ihm eine Halskette mit dem serbischen Kreuz auf den Boden. In diesem Moment kam dieser Hass in mir auf. Ich sagte ihm, dass ich ihm nie die Hand geben werde und er verschwinden soll – unverzüglich. Ich dachte, ihn nie wiedersehen zu müssen. Kurze Zeit später habe ich angefangen, bei einem regionalen Klub Fussball zu spielen. Als ich beim ersten Training auf den Platz lief, sah ich diesen Typen wieder. So spielten wir zusammen, mehrmals pro Woche. Ich war Innenverteidiger, er spielte im Mittelfeld direkt vor mir. Schnell merkten wir: Das Zusammenspiel funktionierte kommentarlos. Wir verabredeten uns zum Fussballspielen in der Freizeit, wurden Freunde. Eines Tages lud er mich zum serbischen Weihnachtsfest bei seiner Familie ein. Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte, schliesslich war das ein wichtiger Tag für die Serben. Mein Vater sagte mir aber, ich solle unbedingt gehen, solch eine Einladung sei eine grosse Ehre. Es spiele keine Rolle, woher man komme – wir seien nun in der Schweiz. Die Familie nahm mich wunderbar auf, ich wurde wie ein Ehrengast behandelt. Es folgte unser Bajram (Fastenbrechen, Anm. d. Red.), für uns ein äusserst wichtiges Fest mit grosser Bedeutung. Ich lud ihn zu unserem Familienfest ein. Endgültig war der Hass in mir verflogen. Ich besuchte ihn sogar schon in seiner alten Heimat in Serbien und er mich in Bosnien. Niemals hätte ich geglaubt, das jemals zu sagen, aber heute bin ich stolz darauf: Sascha ist Serbe – und Sascha ist mein bester Freund.

“SASCHA IST SERBE – UND SASCHA IST MEIN BESTER FREUND.”



“Dass wir beide aus Bosnien kommen, ist unser Sahnehäubchen.”

Elvis (37) und Edita (35) Ali flohen vor dem Krieg aus Bosnien in die Schweiz. Hier mussten sie sich gegen Vorurteile behaupten und lernen, was es heisst, eine Chance zu nutzen. Mit ihren Töchtern feiern die beiden Bajram und Weihnachten – wieso auch nicht?

Edita, Elvis: Wie habt ihr euch kennengelernt?

Edita: Das war vor 14 Jahren in Ems. Ich arbeitete in einer Bank am Schalter. Elvis lief in die Filiale – und als ich ihn erblickte, wusste ich sofort, dass er für mich etwas Besonderes ist. Fast schon etwas kitschig, aber es war tatsächlich Liebe auf den ersten Blick. Er kam dann immer wieder in die Filiale, so kamen wir ins Gespräch. Seit 2008 sind wir ein Paar, 2017 kam unsere erste Tochter Alea zur Welt.

“Es war wie Liebe auf den ersten Blick. Als er zur Tür hinein kam, wusste ich: Das ist er.”

Wie habt ihr reagiert, als ihr erfahren habt, dass die andere Person auch aus Bosnien kommt?

Edita: Als ich das erfuhr, habe ich mich natürlich enorm gefreut. Für mich spielte die Nationalität eigentlich keine Rolle, meine Familie ist sehr durchmischt. Aber als ich wusste, dass er auch aus Bosnien ist, hat sich das wie ein Teil Heimat angefühlt. Es war sehr vertraut.

War es wichtig für euch, dass die andere Person aus Bosnien kommt?

Elvis: Für mich war es wichtig, da bin ich ganz ehrlich. Durch den Krieg und das Erlebte fand ich es von Vorteil, jemanden zu finden, der mich versteht. Ich sagte mir schon immer: Irgendwann werde ich eine Bosnierin heiraten.

Edita: Bei mir war es mehr ein «Nice to have». Ich wusste zu Beginn auch nicht, woher er kam – es hat aber auch so gefunkt. In vielen Situationen ist es sicherlich hilfreich, da wir die gleiche Mentalität haben und uns oft gar nicht absprechen müssen.

Wenn man euch im Ausland fragt, woher ihr kommt, was sagt ihr?

Beide: Aus der Schweiz.

Elvis: Wenn es um Gefühle und Emotionen geht, dann bin ich klar der Bosnier. Zum Beispiel wenn wir streiten, spreche ich oft in meiner Muttersprache. Aber in Sachen Pünktlichkeit und Leistung bei der Arbeit tendiere ich zum Schweizer. Ich bin mittlerweile fast pünktlicher als die Schweizer (lacht).

Edita: Bei mir sieht es ähnlich aus. Auch ich habe beide Seiten in mir und davon profitiere ich schlussendlich. Das versuchen wir auch, unseren Kindern weiterzugeben.

Wie muss man sich das vorstellen, wenn die Kinder mit beiden Kulturen aufwachsen?

Elvis: Wir erziehen unsere Kinder zweisprachig, wobei wir aber schon deutlich mehr Schweizerdeutsch mit ihnen sprechen. Schon allein deshalb, da ich mit Edita Schweizerdeutsch spreche.

Edita: Seit wir Kinder haben, wird mir das Pflegen von Traditionen wichtiger. Der Ramadan ist ein grosses Fest, da feiern wir zusammen Bajram (Fastenbrechen, Anm. d. Red.). Solche Feste möchte ich ausgiebig feiern, das sind schöne Momente mit der Familie. Aber genauso feiern

wir auch Weihnachten, mit allem was dazugehört: Wir schmücken einen Baum, erzählen Weihnachtsgeschichten. Auch das ist uns sehr wichtig. Ich möchte dies meinen Kindern auf den Weg mitgeben – es ist eine enorme Bereicherung, wenn man zwei Kulturen so erlebt.

“Für uns war immer klar, dass wir mehr machen müssen als normale Schweizer Kinder.”

Ihr seid beide vor dem Bosnienkrieg geflohen. Was löst das in euch aus, wenn ihr im Fernseher Bilder von Flüchtlingen seht?

Edita: Für mich sind solche Momente unglaublich emotional, gerade auch weil ich die Geschichte von Elvis kenne. Seine Geschichte hat mich sehr mitgenommen, wir haben oft zusammen geweint und ich wusste, was er durchgemacht hat und wie hart es war. Wenn man ein empathischer Mensch ist und das Leiden dieser Menschen sieht, dann möchte man am liebsten dorthin reisen und helfen. Während der Flüchtlingskrise 2015 war es dann sehr extrem. Ich wollte unbedingt helfen, irgendwie. Elvis und ich wollten damals eine Flüchtlingsfamilie bei uns aufnehmen. Die Anforderungen für einen Unterhalt waren für uns mit zwei kleinen Kindern nicht zu stemmen – doch wir spenden regelmässig Geld und engagieren uns, wo wir können.

Ist es eine Art zurückgeben, was ihr damals von der Schweiz erhalten habt?

Edita: Ja, genau. Das, was die Schweizerinnen und Schweizer für uns getan haben, lässt sich nicht in Worte fassen. Ein Danke reicht schlicht und einfach nicht mehr aus.

Elvis, wie war die Europäische Flüchtlingskrise für dich?

Elvis: Ich konnte mich in die Menschen hineinfühlen. Ich wusste genau, wie sie sich fühlen und was auf sie zukommt. Ich dachte, jetzt gibt es schon wieder so viel Leid auf der Welt. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben wir gesagt: Nie wieder. 1990 im Bosnienkrieg passierte es wieder, und wieder hiess es: Nie wieder. Es ist ein Teufelskreis.

In deiner Autolackiererei hast du vor einem Jahr einen syrischen Flüchtling eingestellt – wie kam es dazu?

Elvis: Bei meinem Cousin absolvierte er ein Praktikum. Er hatte ihn mir empfohlen und meinte, ich solle ihm eine Chance geben. Die Erfahrungen sind seit dem ersten Arbeitstag ausschliesslich positiv. Er ist sehr pünktlich, gibt stets sein Bestes und ist sehr engagiert. Man merkt, dass er dankbar für die Chance ist. Und mir macht das auch eine Riesenfreude.

Was denkt ihr, was braucht es für eine gute Integration?

Edita: Dies ist eine schwierige Frage, wir hatten es sehr einfach. Wir wurden von den Menschen sehr gut aufgenommen. Heute ist das Verständnis in der Bevölkerung anders: Viele kennen fremde Kulturen nicht und wollen sie auch nicht kennenlernen. Dieses Unwissen schafft eine gewisse Distanz zwischen den Menschen. Ich versuche bereits jetzt, unseren Töchtern beizubringen, dass es verschiedene Kulturen, Kontinente, Hautfarben und so weiter gibt. Vielleicht wäre dies ein Lösungsansatz: Von klein auf einen bewussten Umgang mit verschiedenen Kulturen zu lehren. Aber ich finde, die Schweiz macht eigentlich schon sehr viel für die Integration.

“Meiner Meinung nach gibt es am Anfang Vorurteile, das ist normal.”

Habt ihr Rassismus erlebt?

Edita: Durch unseren Nachnamen «Alic» gibt es glaube ich schon oft Vorurteile, die sich über die Jahre in den Köpfen der Leute festgesetzt haben. Wenn dann mal ein blöder Spruch fällt, tut das weh und macht einen wütend. Am Anfang haben einige Kunden in der Bank distanziert reagiert, aber dies hatte auch mit meinem Alter, Geschlecht und Aussehen zu tun. Aber nach dem ersten, zweiten Gespräch war das Eis gebrochen.

Elvis: Meiner Meinung nach gibt es am Anfang Vorurteile, das ist normal. Es gilt für uns, die Leute mit unserer Leistung und Persönlichkeit im Gespräch zu überzeugen. Und das funktioniert. 95 % meiner Kunden sind Schweizer. Meine Lackiererei trägt den Namen «Elvis Alic Lackiererei» – und zwar bewusst. Ich wollte meinen Namen und meine Herkunft nicht verstecken. In der Schweiz kriegst du deine Chance, wenn du deine Sache gut machst.

Edita: Ich finde, die Schweiz ist im Vergleich zu anderen Ländern sehr sozial. Der Rassismus in Bosnien und in anderen Ländern ist viel grösser als hier in der Schweiz. Die Menschen geben dir eine Chance, man muss sie nur nutzen. Jeder, der sagt, ich habe die Stelle nicht erhalten, weil ich ein «-ic» bin, lügt. Das stimmt einfach nicht – die Leistung war nicht ausreichend, Punkt.

“In der Nacht wachte Elvis immer wieder auf und schrie und weinte.”

Denkt ihr, ihr musstet mehr machen als ein Schweizer, damit eure Leistung anerkannt wird?

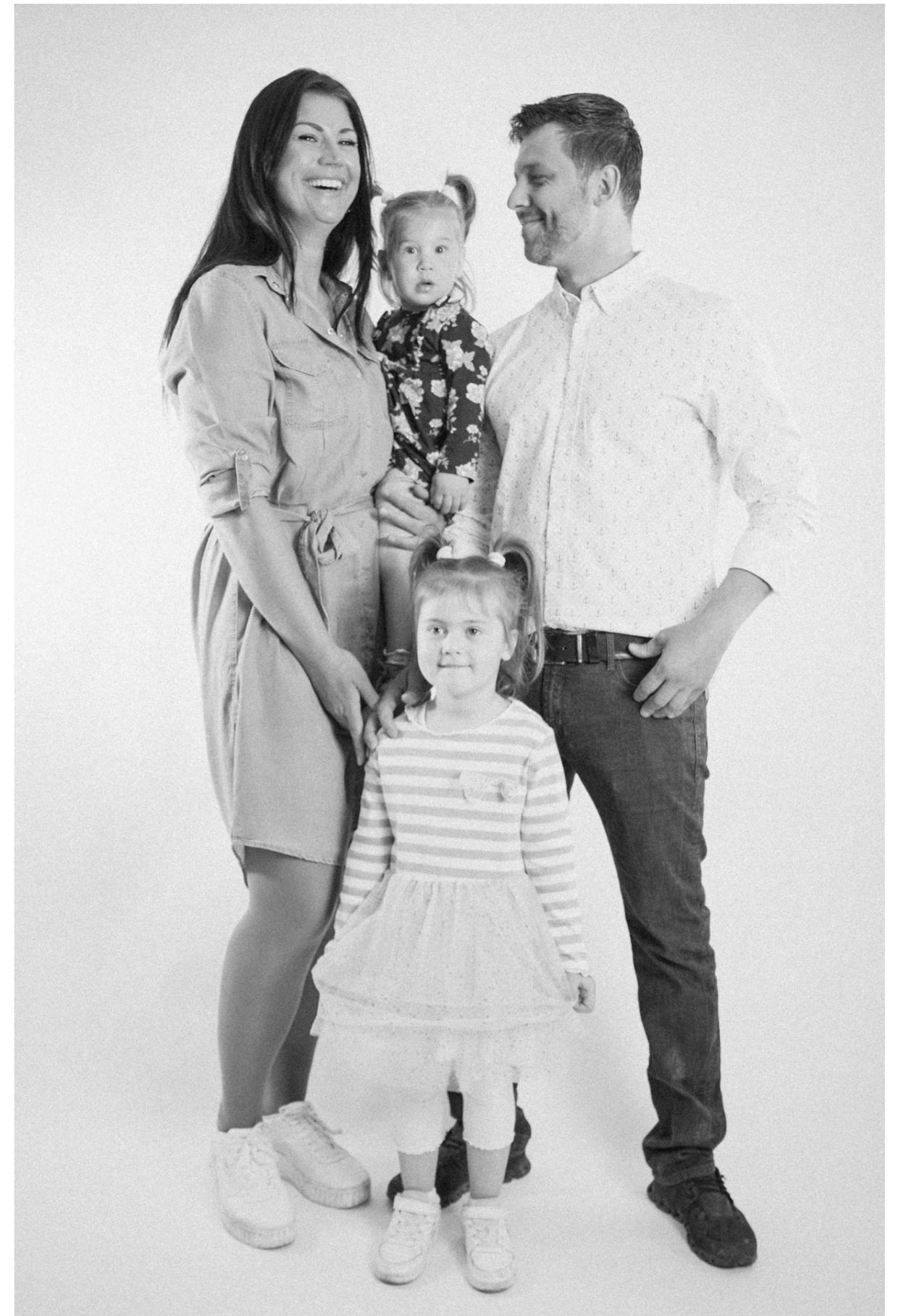
Elvis: Ja, das ist möglich. Unsere Eltern haben uns gesagt, dass wir mehr machen müssen, damit wir gleichgestellt werden. Aber das ist auch in Ordnung. Wie gesagt, du erhältst hier eine Chance – du musst sie nur nutzen.

Edita: Meine Eltern sagten stets, ich muss für einen 10er lernen, um einen 6er zu bekommen. Und das hat mir eingeleuchtet. Ich war neu hier, musste mich noch etablieren und mehr leisten. Das war so akzeptiert, schon früh.

Wofür seid ihr dankbar?

Edita: Ich bin jeden Morgen dankbar. Dankbar für das Leben, das ich hier in der Schweiz führen kann. Und dankbar, dass mir die Schweizer ein solches Leben ermöglicht haben. Sie haben mir ermöglicht, dass ich studieren kann, dass ich eine Arbeit habe, mich weiterbilde. Elvis konnte eine Firma gründen, zusammen haben wir zwei wunderbare Töchter.

Elvis: Trotz unserer Herkunft, trotz der Stolpersteine, haben wir es geschafft. Dafür bin ich enorm dankbar.



Eritrea gehört zu den ärmsten Ländern der Welt – mit Einparteiensystem, Diktatur und Repression. Der allgemeine Wehrdienst mit unbegrenzter Dauer ist symbolisch für die Umstände im Land. Eine Besserung der Lage ist nicht in Sicht.



In Eritrea war mein Papa praktisch nie daheim. Er musste ins Militär, wie alle Männer und Frauen. Ich habe gehört, dass man hier in der Schweiz nach einigen Monaten Militärdienst wieder nach Hause darf. Bei uns ist das nicht so. Am Anfang sagte man uns, er würde nach eineinhalb Jahren zu uns zurückkommen. Aber fast alle Männer kehren jahrzehntelang nicht mehr zu ihren Familien zurück. Nur ab und zu kam Papa für ein paar Wochen nach Hause. Zwar war mein Papa nie daheim, ungeachtet dessen hatte ich aber eine relativ sorglose Kindheit. Ich ging zur Schule und hatte viele Freunde. Mit ihnen spielte ich vor unserem Haus oft mit Barbies. Ich lebte dort mit meiner Mama und meiner kleinen Schwester. Manchmal hörte ich von weit weg Explosionen und Schüsse. Erst hatte ich Angst, meine Mama erklärte mir aber, dass dies nur eine Übung sei. Sie übten sehr viel. Auch wenn

wir in der Stadt waren, standen überall viele schwer bewaffnete Soldaten. Einmal kam sogar die Polizei zu uns nach Hause. Sie fragten uns, wo mein Papa sei. Vor einigen Tagen war er wieder abgereist – sogar uns sagte er, er würde zurück ins Militär gehen. Er kam aber nie dort an. Aber wir wussten auch nicht, wo er war. Vom einen auf den anderen Tag war er verschwunden.

Wir hörten nichts mehr von meinem Papa.

Meine Mama erklärte mir immer wieder, wie schwer die Situation in Eritrea für eine alleinerziehende Mutter sei. Einen Job zu finden und für die Familie selbstständig aufzukommen, sei praktisch unmöglich. Eines Tages war ich draussen am Spielen. Meine Mama kam zu mir und sagte: «Wir müssen gehen.» Ich dachte, wir würden nur für eine kurze

Zeit weg. Also verabschiedete ich mich von meinen Grosseltern und meiner Tante. Traurig war ich nicht, wir würden ja bestimmt bald wiederkommen. Wir stiegen in einen Bus, dann ging es zu Fuss weiter. Es war bereits dunkel, als wir an einem grossen Wald ankamen. «Auf der anderen Seite befindet sich Äthiopien», sagten uns andere Leute. Dies war unser Ziel. Der endlose Wald war düster und machte mir Angst. Wir liefen geradewegs hinein. Plötzlich hörten wir Stimmen. Soldaten kamen auf uns zu. Wir standen wie angewurzelt da. Beinahe kommentarlos befahlen sie uns, mitzukommen. Sie führten uns zu einem riesigen Flüchtlingscamp. Es gab dort fast nur Baracken, keine richtigen Häuser. Alles sah sehr heruntergekommen aus. Die Menschen darin hatten einen traurigen Blick. Um die Anlage waren viele hohe Zäune gespannt. Und draussen standen Soldaten, die alles bewachten.

Aufbruch ins Nichts

Hier mag ich die Schule mehr als zuhause. Man lernt viele verschiedene Sprachen. Mehr als in Eritrea. Und auch den Sportunterricht finde ich toll. Obwohl vieles anders ist, fühle ich mich hier wohl. Sogar Schweizerdeutsch verstehe ich mittlerweile. Und das, obwohl ich eigentlich nie von zuhause weg wollte.



**“Ich war
doch noch
ein Kind.”**

Ich hatte so etwas noch nie gesehen. Es war monströs. Ich hörte jemanden sagen, dass dort über 20 000 Menschen wohnen. Wir erhielten eine Unterkunft, die wir mit Anderen teilen mussten. Sie bestand aus Steinen und Blechen. Meine Mama sagte mir, dass wir vorerst hier bleiben würden. Für die nächsten acht Monate war das unser Zuhause. Ich ging in eine Art Schule, spielte viel mit anderen Kindern. Es ging mir nicht schlecht, aber ich verstand nicht wirklich, weshalb wir nicht mehr zuhause waren. Nach einigen Monaten durften wir weiterreisen. Wir hatten es bereits einmal versucht, doch weil wir keine gültigen Dokumente hatten, wurden wir wieder zurückgeschickt. Meine Mama sagte mir, dass wir zu meiner Tante in den Sudan gehen würden. Auf dem Weg erlebten wir viele gefährliche Momente. Einmal mussten wir nachts einen hohen Zaun überqueren.

Plötzlich hörten wir Schüsse, die ganz nah an uns vorbeischnitten.

Es war damals sehr knapp, natürlich hatte ich grosse Angst. Ich versuchte in solchen Situationen immer, an etwas anderes zu denken, mich abzulenken. Obwohl das natürlich meistens nicht funktionierte. Ich war ja schliesslich erst 10 Jahre alt. Und einmal mussten wir einen reissenden Fluss durchqueren. Niemand von uns konnte schwimmen. Das Wasser war eiskalt und stand mir bis zum Hals. Die Strömung riss mich immer wieder von den Beinen, ich musste mich an meiner Mutter festhalten. Schliesslich kamen wir bei meiner Tante im Sudan an. Einige Wochen waren wir dort, dann ging es weiter Richtung Libyen. «Libyen», hörte ich meine Mama sagen, «ist das Tor zu Europa.» Wenn wir es bis dort schaffen würden, war unser Ziel zum Greifen nah. Ich erfuhr das erste Mal, wohin wir eigentlich wollten. Von Khur坦, der Hauptstadt Sudans, ging es auf der Landfläche eines Lastwagens weiter Richtung libysche Grenze. Das gesamte Gebiet ist eine karge, riesige Wüste. Kilometerweit gibt

es keine Menschenseele weit und breit, geschweige denn Strassen oder Ähnliches. Wir waren eine Gruppe, die anderen Leute wollten auch nach Libyen. Und dann waren da noch andere Männer, die uns sagten, wo wir durchgehen mussten. Ihnen mussten wir Geld bezahlen. Ich mochte diese Männer nicht. «Schneller! Vorwärts!», riefen sie uns immer wieder zu. Wenn jemand zurückblieb, der prallen Sonne nicht mehr standhielt, liessen sie ihn einfach zurück.

Nach einigen Tagen kamen wir schliesslich in Libyen an.

Wir wurden an einen Ort geführt, der aussah wie ein Gefängnis: Hohe Mauern, drinnen gab es nur einen grossen, kargen Raum. Und draussen versteckte sich ein winziger Innenhof. Man sah von dort zwar den Himmel, aber überall waren meterhohe Mauern. Frei bewegen durften wir uns nicht. Das «Camp» durfte nur verlassen, wer Geld bezahlen konnte. In diesem grossen Raum waren sehr viele andere Leute. Sie kamen von überall her. Wir schliefen dort wie Sardellen, Schulter an Schulter. Einige, so erfuhren wir, waren bereits über ein Jahr lang dort und durften nicht weg. Zu essen gab es monatelang nur Nudeln mit nichts – kein Salz, kein Gemüse, keine Sauce. Es war alles, das wir kriegten. Sanitäre Anlagen gab es praktisch keine, geschweige denn Medikamente. Es verbreiteten sich immer wieder Krankheiten. Viele Menschen sind daran gestorben.

Unsere Aufpasser zogen die toten Menschen einfach reglos an uns vorbei nach draussen.

Ich hatte zuvor noch nie einen toten Menschen gesehen und dort sah ich dann ganz viele auf einmal. Die Leute, die lange kein Geld bezahlt hatten, wurden immer wieder nach draussen gezerrt und geschlagen. Das war die schwierigste Zeit auf der Rei-

se. Nach einem halben Jahr durften wir diesen schrecklichen Ort endlich verlassen. Man brachte uns mit ein paar anderen Leuten in einen Lastwagen. Es war bereits dunkel. Wir sahen nichts, durften weder sprechen noch sonst irgendeinen Laut von uns geben. Ich hatte trotzdem ein gutes Gefühl, weil wir endlich von dort weg waren. Stundenlang fuhren wir durch die Nacht. Dann ging es zu Fuss weiter. Ich hörte, wie das Geräusch von Wellen immer näher kam.

Auch der salzige Meergeruch wurde intensiver.

Ich sah gerade, wie einige Männer dabei waren, zwei Boote aufzupumpen. Es waren zwei kleine Gummiboote, vielleicht 20 Meter lang. Mit uns standen sicher 300 Leute am Strand. «Da sollen wir alle drauf?» dachte ich mir. Viel Zeit, uns Gedanken zu machen, hatten wir nicht. Um 2 Uhr morgens befahlen sie uns, in die Boote einzusteigen. Wir alle schauten in diese Dunkelheit, die einen förmlich auffrass. Es war ein Aufbruch ins Nichts. Alle Taschen und Rucksäcke mussten wir zurücklassen. Wir stiegen, nur mit unseren Kleidern am Leib, in das wackelige Boot. Es wurde enger und enger. Meine Füsse wurden richtiggehend eingequetscht. Der Wind mischte sich zu den eiskalten Temperaturen. Das Wasser schwappte immer wieder ins Innere. Immer wieder mussten sich Leute übergeben, der beissende Gestank lag in der Luft. So steuerten wir in dieses schwarze Nichts. Bereits nach einigen Minuten verloren wir das andere Boot aus den Augen. Wir trieben stundenlang auf dem Meer. Dann, bei Tagesanbruch sah ich am Horizont plötzlich die Umrisse eines Schiffs. Es war die italienische Marinepolizei, die sich uns rasch näherte. Hätten sie uns nicht gefunden, wären wir wahrscheinlich ertrunken – das war auch mir bewusst. Einige Minuten später erreichte uns

hier waren wir wieder in verschiedenen Camps. Aber nach einigen Wochen durften wir eine eigene, richtige Wohnung beziehen. Nach unserer endlos langen Flucht waren wir endlich angekommen.

Zwei Jahre lang haben wir uns durchgekämpft.

Trotzdem beschäftigen mich noch viele Sachen. Mit meiner Familie in Eritrea kann ich nur einmal pro Monat kurz telefonieren. Ich habe sie vor sechs Jahren, am Tag des Abschieds, das letzte Mal gesehen. Ich vermisse sie sehr. Von meinem Vater haben wir praktisch nie mehr etwas gehört. Im Camp in Libyen hatten wir kurz telefoniert. Anscheinend wollte er nicht zurück ins Militär und ist nach Israel geflohen. Das war vor vier Jahren. Wo er heute ist, weiss niemand. Hier in der Schweiz gefällt es mir gut. Man

kann hier sicher leben, ohne Angst. Aber meine Mama hat gesagt, dass wir anscheinend nicht hier bleiben dürfen. Ich verstehe nicht genau, weshalb. Wir haben einen zweiten negativen Asylbescheid erhalten – bis im September 2021 dürfen wir noch bleiben. Aber wir wissen nicht, wohin wir nachher gehen sollen. Ich würde gerne bleiben. Mittlerweile habe ich hier ein

neues Zuhause gefunden. Gehe zur Schule und habe gute Freunde. Und ich verstehe sogar, was die anderen Kinder auf Schweizerdeutsch sagen. Durch all die Länder, in denen ich war, kann ich viele Sprachen sprechen: Äthiopisch, Arabisch, Tigrinya, Türkisch, Französisch, Italienisch, etwas Englisch und Deutsch. In der Schule gebe ich mir Mühe, ich möchte viel lernen. Das ist auch wichtig für meine Zukunft. Mein Traumberuf ist nämlich Ärztin oder Polizistin. Wieso? Weil ich dann anderen Menschen helfen kann.

“Wohin gehen wir jetzt?”

ein zweites, grösseres Schiff. Sie holten einen nach den anderen auf das Boot. Wir erhielten etwas zu essen und trockene Kleider. Ich war so erleichtert. Nach einigen Stunden Fahrt erreichten wir die Küste Siziliens. Ich betrat zum ersten Mal europäischen Boden. Auch meine Mama war sichtlich erleichtert. Wir wurden zu einem Flüchtlingscamp gebracht. Es war ein schönes Gefühl, denn dort durften wir uns endlich wieder frei bewegen. Ich konnte sogar zur Schule gehen. Nach einigen Monaten mussten wir weitergehen. In Italien hatten sie keinen Platz für uns. So gingen wir weiter in die Schweiz, da mein Onkel bereits hier wohnte. Auch



Die Kunst,

alles

Für Kiflay Mengestabe (28) war Mittelmass niemals eine Option. Der passionierte Läufer vereint Ehrgeiz und Wille – bei der Betreuung von ambitionierten Projekten und auf der Laufbahn. Ein Gespräch über Bestzeiten, Frühaufsteher und den Drang, der Gesellschaft etwas zurückzugeben.

zu geben

Es ist ihm schon fast unangenehm, darüber zu sprechen. «Ja, in der Schule war ich meist Klassenbestener. Ich war stets ein vorbildlicher Schüler», erinnert sich Kiflay Mengestabe an seine Schulzeit in Eritrea zurück. Vor allem Mathe lag ihm, aber auch für Sprachen interessierte er sich. Schrieb er keine Bestnoten in der Schule, fand man ihn stets draussen an. Er war schon seit jeher bewegungsfreudig, rannte herum und spielte mit seinen Freunden: «Ich war immer ein aktives Kind, hatte einen Bewegungsdrang, den ich in unserem Quartier gut ausleben konnte. Und Sport interessierte mich sowieso schon immer.» Mit seinen Eltern wohnte Kiflay am Stadtrand. Eine schöne Kindheit sei es gewesen – doch auch dort war die verstrickte politische Situation Eritreas spürbar.

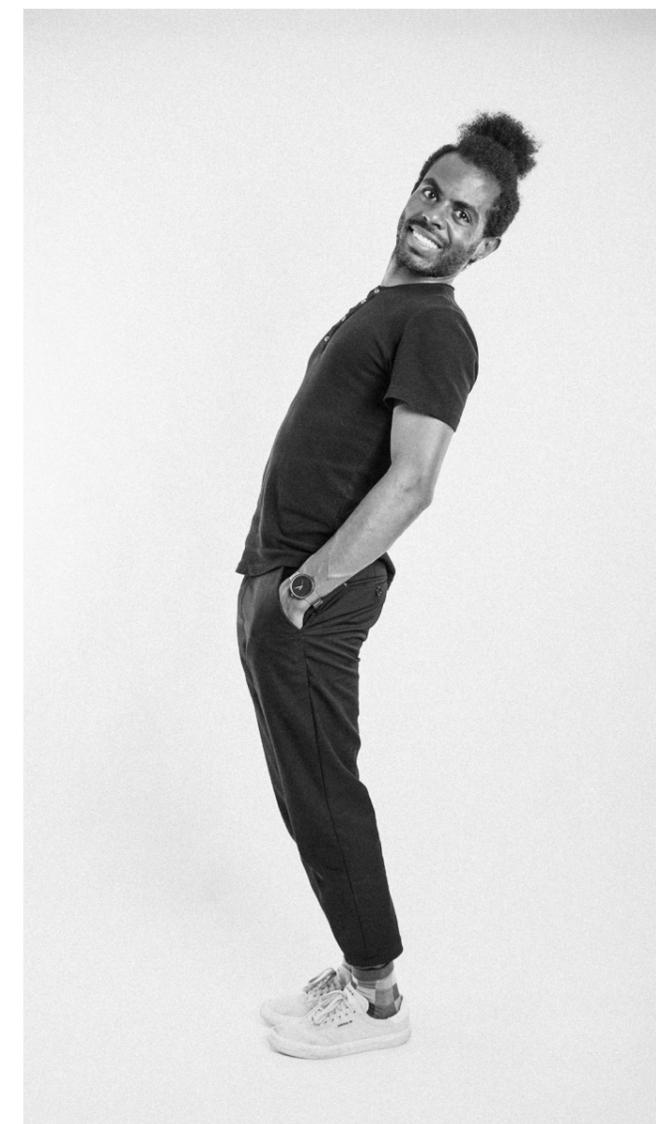
Eritrea ist ein autoritärer Staat, zählt zu den undemokratischsten Regimen der heutigen Zeit.

Ein zentraler Machtapparat der Regierung ist das Militär, zu dem jeder Bürger seinen Teil beizutragen hat. Auch Kiflays Vater, Inhaber eines erfolgreichen Geschäfts in der Hauptstadt, wurde für die Armee einberufen. Eine festgelegte Mindestdauer gibt es nicht, entsprechend sind die Folgen für die Familie. Seine Mutter hatte Jura studiert, mit dem Ziel, im Land Gerechtigkeit und Ordnung sicherzustellen. Sie haderte jedoch mit der alltäglichen Korruption in Eritreas Rechtssystem. Die Eltern entschieden sich 2002 zu einem drastischen Schritt und flüchteten aus Eritrea. Kiflay blieb bei Bekannten zurück, mit dem Ziel, ihn möglichst rasch nachzuholen. Doch der Kontakt brach ab, Kiflay war auf sich alleine gestellt. In Eritrea hielt ihn nicht viel. Mit 13 Jahren gelangte er mit einem Schlepper in den Nachbarstaat Sudan. Er war alleine in einem fremden Land, verbrachte dort neun Monate und musste früh erwachsen werden. «Was ich dort erlebt habe, wünsche ich keinem anderen Menschen. Ich war komplett auf mich alleine gestellt. Das war hart», erinnert er sich zurück. Nach einer gefühlten Ewigkeit konnte er schliesslich mithilfe eines Unicef-Büros den Kontakt zu seinen Eltern aufnehmen. Sie waren mittlerweile in der Schweiz. Hilfswerke stellten den Kontakt her, kurze Zeit später sass er im Flieger Richtung Genf. Nach fünf Jahren bangen Wartens sah er seine Eltern das erste Mal wieder: «Das war natürlich sehr emotional, ein unglaublicher Moment. Ich war erleichtert, wieder bei ihnen zu sein.» Fortan lebt Kiflay in Büren nahe Biel bei seinen Eltern. Viel Zeit wollte er nicht verlieren, schliesslich hatte er einiges vor: Er wollte unbedingt weiter lernen, ein Studium abschliessen und dann Pilot oder Ingenieur werden. Das war sein Traum – dafür war eine gute Ausbildung essentiell: «Zwei Wochen nach meiner Ankunft in der Schweiz fing ich mit der gewöhnlichen Schule an. «Ich konnte es selbst kaum glauben, war aber unglaublich dankbar.» Ohne jegliche Deutschkenntnisse arbeitete er sich hoch, legte eine bemerkenswerte Entwicklung zurück. Mit Händen und Füssen verständigte er sich mit Klassenkameraden und dem Lehrpersonal.

Sein Ehrgeiz verleitete ihn zu ungewöhnlichen Mitteln: «Mir war bewusst, dass die Sprache der Schlüssel für alles Weitere war. Also investierte ich entsprechend viel Zeit darin. Ich hatte jedoch den ganzen Tag Schule, nachmittags standen die Hausaufgaben an und abends hatte ich Fussballtraining. Also stand ich täglich um 4 Uhr morgens auf und lernte für einige Stunden.» Sein Plan ging auf. Täglich verbesserten sich seine Deutschkenntnisse, nach ein paar Monaten las er bereits problemlos Kinderbücher auf Deutsch.

Seine guten Leistungen in der Schule öffneten ihm weitere Türen.

Er schloss erfolgreich eine Polymechaniker-Lehre ab, anschliessend studierte er Maschinenbauingenieur an der Fachhochschule. Seinen Traum, Ingenieur zu werden, erreichte Kiflay – doch das war ihm nicht genug. «Natürlich war ich zufrieden. Es fühlt sich so an, wie wenn man im Sport einen wichtigen Wettkampf gewinnt», erklärt Kiflay, «doch ich interessierte mich auch für andere Dinge.» Sein Tatendrang führt ihn zu einer Firma, die sich auf Innovationsarbeit spezialisiert hat. Hier findet Kiflay neue Möglichkeiten, sich zu entfalten. Er betreut mehrere Projekte, ist an immer neuen Ideen beteiligt. In seinem Alltag unterstützt er beispielsweise Unternehmen dabei, Visionen zu entwickeln und Innovationen aktiv in ihrem Geschäftsalltag unterzubringen. Und sein neuestes Herzensprojekt ist ein Startup, bei dem er an vorderster Front mitwirkt: «Ein Startup aufzubauen, war schon immer ein Traum von mir. Selbstverständlich möchte auch ich eines Tages ein eigenständiges Startup gründen. Schliesslich kann man sich dabei voll entfalten, das liegt mir.» Erfolg in seiner Karriere sei ihm wichtig – persönliche Entwicklung und Entfaltung stehen jedoch an erster Stelle: «Lebensfreude ist mein Antrieb. Ich mache täglich das, was ich wirklich machen möchte – warum sollte ich dort sparen? Es gibt mir Energie, wenn ich solche Projekte mit viel Herzblut angehen kann.» Und auch die Motivation, Grosses zu leisten, ist tief in ihm verwurzelt. Der Anspruch ist hoch – und das sei auch gut so: «Ich persönlich finde es anstrengender, nur mittelmässig zu sein.» Nur Mittelmass, das ist für Kiflay auch im Sport keine Option. Seit jeher schon mag er den Wettkampf. Der Sport gibt ihm die Möglichkeit, sich zu entfalten. Über Schulfreunde findet er den Weg in einen lokalen Fussballclub. Schnell merkt er jedoch, seine wahre Leidenschaft gehört dem Laufen. So beginnt er zu trainieren, landet schliesslich beim angesehenen TV Länggasse Bern. Rasch steigt er zu den Spitzenathleten des Vereins auf. Erste Erfolge lassen sich feiern: Er verbessert seine persönliche Bestzeiten und startet bei den Schweizer Meisterschaften. «Ich bin davon überzeugt», erklärt Kiflay, «dass der Mensch einen gewissen Bewegungsdrang ausleben sollte. Gerade für mich persönlich ist das wichtig, um vom mental sehr fordernden Job-Alltag abzuschalten.» Wer denkt, dass in Kiflays vollem Terminplan der Sport nur eine Randnotiz ist, liegt falsch. In seinen



vollen Alltag packt Kiflay täglich ein bis zwei Einheiten. Sieben bis elf Trainings pro Woche absolviert er, seit Jahren schon. Leichtathletik-Training, Ausdauer, Kraft, Yoga, Dehnen – auch hier scheint sein Engagement grenzenlos. «Seit ich in der Schweiz bin, stehe ich um 4 Uhr morgens auf. Ich gehe früh morgens auf einen lockeren 8-Kilometer-Lauf und abends folgt das eigentliche Training. Das ist der Preis, den ich bereit bin zu zahlen.»

Nun könnte man sich ausmalen, so ein Alltag wirke strapazierend und mühselig.

Sitzt man jedoch Kiflay gegenüber, blickt man in das freundliche Gesicht eines ausgeglichenen, zufriedenen Menschen. Er wirkt überlegt und reflektiert, nimmt sich Zeit, bevor er eine Frage beantwortet. Er spricht ruhig, fast schon bedachtsam. Woher diese Abgeklärtheit? «Ich bin dankbar für alles, was ich erleben darf. Es ist ein Privileg, täglich das tun zu dürfen, was ich machen möchte. Ich kann meinen Weg aktiv gestalten und wählen», erzählt er. Mit dieser inneren Ruhe versucht Kiflay auch schwierige Situationen zu meistern. Wie etwa vor einigen Monaten, als sich auf offener Strasse eine ungewohnte Situation abspielte: «Ein Auto näherte sich, der Fahrer liess das Fenster runter und meinte: «Geh wieder dorthin wo du herkommst, in deine Bananenrepublik!» Ich dachte mir nur: «Haben wir in Eritrea tatsächlich Bananen?», und musste schmunzeln. Und auch wenn ihm die Leute entgegen, wie gut er Berndeutsch spreche, nehme er das relativ entspannt auf: «Solche Kommentare scheren mich herzlich wenig. Das Leben ist zu kurz, um sich über so etwas aufzuregen. Wichtig ist die innere Einstellung, die innere Überzeugung. Das versuche ich mir täglich vor Augen zu führen.»

04:00

04:15

04:45

05:00

05:30

06:00

12:00

18:00

19:00

20:30

21:00

22:00

23:00

AUFSTEHEN

8-KM-LAUF

DUSCHEN

FRÜHSTÜCK

MEDITIEREN

ARBEITSBEGINN

MITTAGSPAUSE

ARBEITSENDE

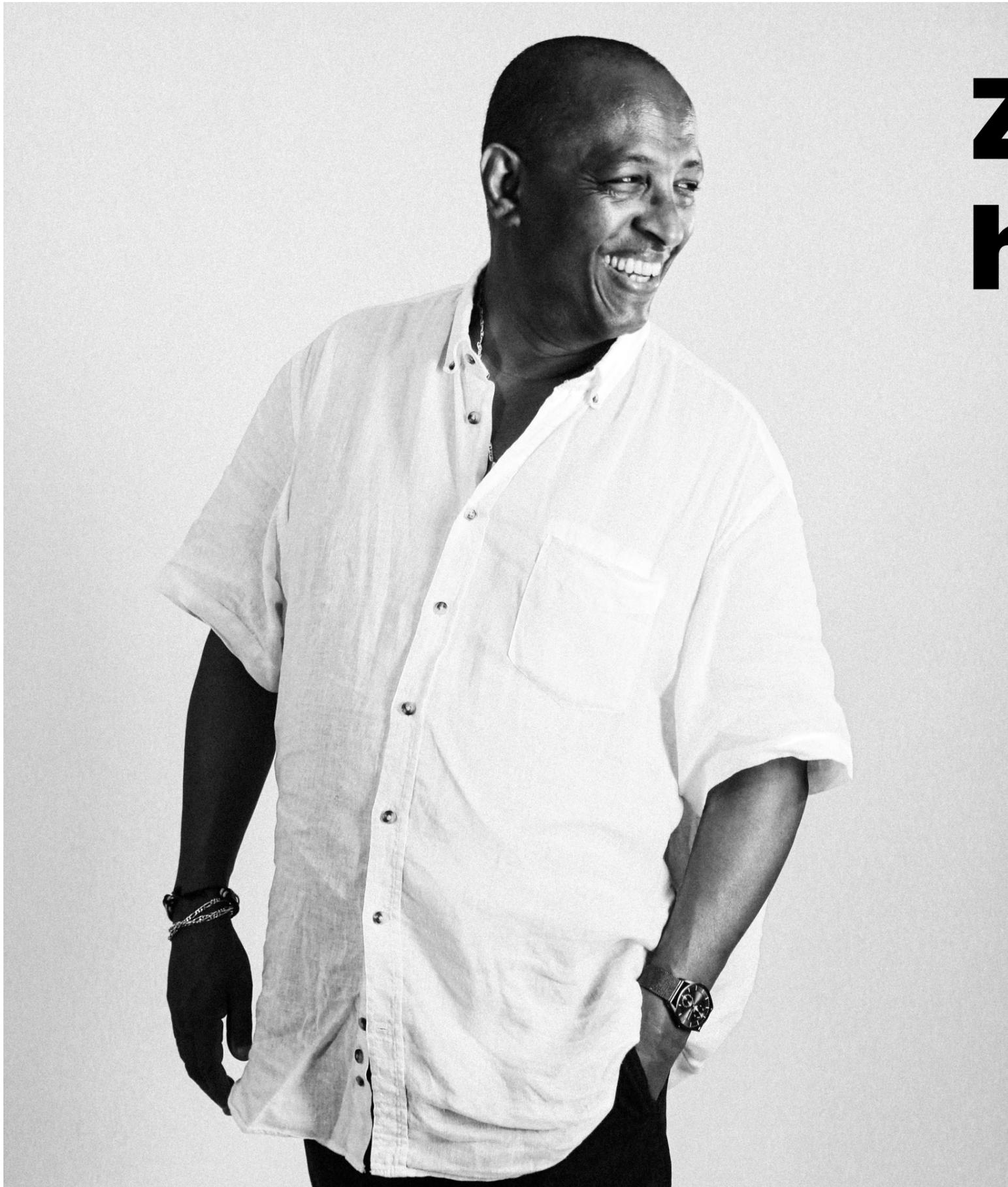
TRAINING

DUSCHEN

KOCHEN

ESSEN

SCHLAFEN



Zwischen hier und da

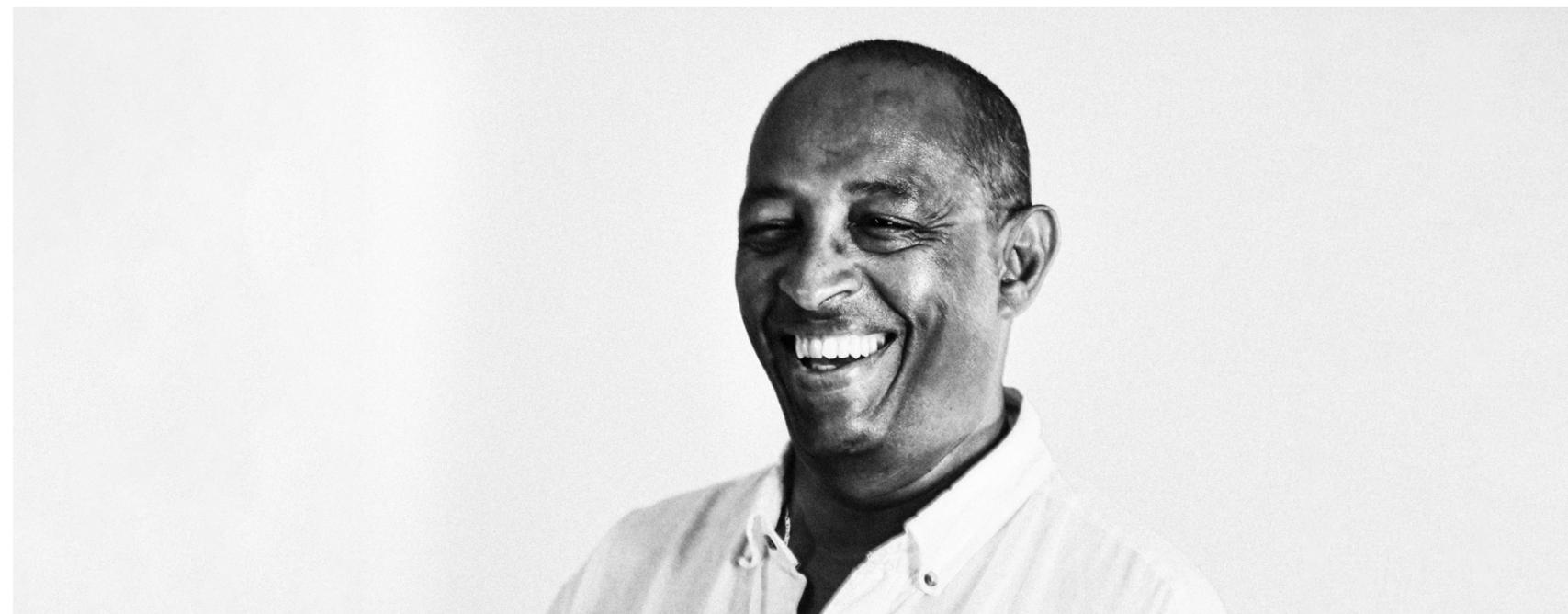
Als Yohannes Berhane (57) in die Schweiz kam, fühlte er sich fremd. Es folgte eine abenteuerliche Karriere durch Schlachthöfe und Labore – bis er in seiner Vaterrolle neue Bestimmung fand. Heute spricht er mit dem Bundesrat über internationale Projekte und versucht trotz allem, einfach nur ein guter Vater zu sein.

Beinahe im Minutentakt klingelt das Telefon. Immer und immer wieder unterbricht der Klingelton das Gespräch. Der freundliche Mann gegenüber scheint sehr gefragt zu sein. Yohannes Berhane entschuldigt sich, drückt die Anrufe in einer Selbstverständlichkeit und mit aller Gelassenheit weg. «Die Arbeit steht nie wirklich still, auch nicht bei einem Interview», erklärt er sich und lächelt freundlich. Der Unternehmer weiss, wovon er spricht. Vor 31 Jahren kam der zweifache Vater in die Schweiz und darf auf eine steile Karriere zurückblicken. «Ich bin stolz auf alles, was ich erreicht habe. Aber es war ein langer Weg.»

Der Neubeginn in einem unbekanntem Land war alles andere als einfach.

Er konnte weder die Sprache, noch hatte er sonst irgendwelche Kontakte. Es folgten erste Jobs auf dem Bau und als Zimmermann. Dann verschaffte er sich einen Job beim örtlichen Schlachthof in Bern. Ein «Malocher-Job», wie er selber sagt: «Der Schlachthof war eine eigene Welt. Sicherlich nichts für schwache Nerven. Aber ich musste ja schliesslich irgendwie Geld verdienen. Es arbeiteten fast ausschliesslich Ausländer dort. In jeder Ecke wurde anders gesprochen – hier Italienisch, dort Portugiesisch oder Serbisch.» Acht Monate lang reinigte er abends seinen Arbeitsplatz von Blutflecken, bis er schliesslich einen neuen Job in einem Irish Pub fand. An der Theke war er nun mittendrin im Schweizer Multikulti-Alltag. Im Pub mischten sich Schweizer, Iren und Engländer. Herausfordernd war auch hier die Kommunikation: «Ich stand immer nur in der einen Ecke, wo ausschliesslich die Briten sassen. Mit ihnen konnte ich Englisch sprechen. Mein Chef fand das aber bald heraus und meinte, ich müsse mich auch trauen, auf Schweizerdeutsch Bestellungen entgegenzunehmen.» Nach und nach fand sich Yohannes besser zurecht. Es folgte ein weiterer Jobwechsel zum Institut der Universität Bern. In Eritrea hatte er ein Chemie-Studium begonnen, das ihm die Arbeit in einem Labor ermöglichte. «Viele Leute hatten Respekt vor den Urin- und Blutproben», erinnert er sich zurück, «ich war aber von meiner Arbeit beim Schlachthof abgehärtet. Eine glückliche Wendung.» Er machte eine Weiterbildung, blieb für sieben Jahre im Labor. Anschliessend folgte der Wechsel zur Anlaufstelle für Migration in Bern. Er wurde Berater für Integrationsfragen, kümmerte sich unter anderem um minderjährige Flüchtlinge. Die Arbeit lag ihm, doch im Hinterkopf pochte unaufhörlich der Tatendrang und Unternehmergeist. Seit einigen Jahren ist er selbständiger Unternehmer. Er gründete eine erfolgreiche Beratungsfirma für Rechtsfragen und Firmen-gründung. Dennoch: Der erste Platz in seinem Leben ist bereits vergeben: «Die Familie steht an erster Stelle. Vatersein bedeutet mir alles.»

Mit seiner Frau floh er vor über 30 Jahren in die Schweiz. Hier gründete er eine Familie, lebt seither mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Bern. Yohannes selbst hatte keine einfache Kindheit, wuchs in Eritreas Hauptstadt Asmara auf. Sein Vater, professioneller Fussballer, war ein strenger Erzieher. Früh bekam Yohannes zu spüren, wer das Sagen hatte. Immer wieder gerieten er und sein Vater aneinander: «Wir hatten immer wieder Konflikte. Er war ein explosiver Mensch, löste auch mal Dinge mit Gewalt.» Dennoch gab es auch schöne Momente. Yohannes wirkt nachdenklich, wenn er sich an diese Zeit zurück erinnert: «Ich möchte meinen Kindern ausschliesslich diese guten, positiven Seiten weitergeben. Das ist mir wichtig. Obwohl auch ich lernen musste, was es bedeutet, Vater zu sein.» Denn in seiner Heimat Eritrea sind die Geschlechterrollen äusserst traditionell geprägt. Der Mann arbeitet, kümmert sich um die finanzielle Absicherung. Zuhause kümmert sich die Mutter um alles weitere. Die Erziehung ist Sache der Frau. In der Schweiz erlebte er einen Kulturschock: «Ich war bei der Geburt meines ersten Sohnes im Gebärsaal mit dabei. So etwas ist für uns in Eritrea undenkbar. Der Mann wartet draussen, sobald das Kind da ist, wird gefeiert. Wir Männer haben keine Ahnung, was da drinnen vor sich geht», erklärt Yohannes. Entsprechend gross war der Schock: «Ich wusste nicht, was da gleich passiert. Die Geburt hatte lange gedauert und war kompliziert. Zehn Tage lang stand ich unter Schock, ich war total fertig. Ich sagte mir sogar: Fertig Sex, keine Kinder mehr.» Nach dem ersten Schreck jedoch setzte bei Yohannes ein Umdenken ein. Er konnte nicht der Einzige sein, dem es so ging: «Es gibt so viele Männer mit Migrationshintergrund, welche die Augen vor solchen Dingen verschliessen.»





Oftmals wissen sie aber auch einfach nicht, wie man darüber sprechen kann oder es fehlt schlicht und einfach an der Information. Da wollte ich ansetzen und zeigen: Es geht auch anders.» 2010 lanciert Yohannes mit einem Freund den Verein «Vater sein in der Schweiz». Ziel ist es, die Herausforderungen der Vaterrolle gemeinsam zu meistern und den Vätern eine Möglichkeit zu geben, sich auszutauschen. Das Projekt wird rasch ein voller Erfolg, die Nachfrage ist riesig: «In einem fremden Land gibt es so viele Herausforderungen: Sprache, Kultur, Mentalität und so weiter. Oftmals sind wir Männer aber zu stolz, uns Hilfe zu holen oder nachzufragen. Gerade, wenn es um Themen wie Erziehung geht. Wir haben gemerkt: Dort besteht eine enorme Nachfrage.» Der Verein gewinnt an Anerkennung, erhält ein Jahr nach der Gründung den Förderpreis der Stadt Bern verliehen. Auch Behörden werden darauf aufmerksam, es entstehen Partnerschaften und gemeinsame Projekte mit Bund und Kanton. Heute zählt der Verein über 6 000 Teilnehmende und realisiert mit über 50 Partnern auf nationaler Ebene jährlich zahlreiche Projekte.

Der berufliche Erfolg erfüllt Yohannes – er vergisst jedoch auch seine Wurzeln nicht.

Jährlich reist er nach Eritrea, besucht seine Heimat. «Ich fühle mich dort noch immer zuhause. Ich denke, das geht vielen so. Doch ich war überrascht über die Beziehung der beiden Länder. Die politischen Bemühungen Eritreas und der Schweiz sind sehr bescheiden und limitiert», erklärt Yohannes. Er sah auch dort Potenzial, wollte anpacken. Ihm kam die Idee einer gemeinsamen, langfristigen Zusammenarbeit der beiden Länder: «Es leben 40 000 Eritreer in der Schweiz. So viele Eritreer fühlen sich hier zuhause, leben täglich in dieser Gesellschaft. Und dennoch fehlt eine Brücke zwischen den beiden Ländern. Das finde ich schade, zumal beide Länder enorm profitieren könnten», meint Yohannes. «Von der Schweiz kann jedes Land lernen, ohne Frage. Und auch Eritrea hat viel Ressourcen und verstecktes Potenzial.» Es folgten erste Gespräche mit Verantwortlichen, grobe Ideen wurden zu Papier gebracht. Yohannes reiste diesbezüglich mehrmals nach Eritrea, begleitet von unabhängigen Journalisten. Sie berichteten über Verhältnisse und Möglichkeiten. Die Ideen nahmen Form an, beide Seiten zeigten Interesse. Selbst mit dem Bundesrat führte er Gespräche, präsentierte seine Visionen. Und blickt nun mit Zuversicht auf das, was kommt: «Ich sehe mich als Brückenbauer zwischen zwei Welten. Schliesslich fühle ich mich als Schweizer, aber auch als Eritreer, und kann so gut vermitteln. Ich bin zuversichtlich.»

**AUTOR DES
EIGENEN LEBENS**





ES IST DIE GESCHICHTE EINES JUNGEN MANNES, DER FRÜH ERWACHSEN WERDEN MUSSTE. ABLELOM BERHANE (18) VERLOR AUF DER FLUCHT NACH EUROPA SEINE FAMILIE AUS DEN AUGEN UND HAT SIE BIS HEUTE NIE MEHR WIEDERGEGEHEN. SEINE ERLEBNISSE FASSTE ER IN EINEM BUCH ZUSAMMEN.

«Skifahren hatte ich zum ersten Mal im Fernseher gesehen», erzählt Ablelom, «und dabei gedacht: Was machen die Leute da nur? Stellen sich auf zwei Bretter und rasen einen Berg runter. Verrückt.» Es war eine neue Welt, in die er eintauchte. Vieles war für ihn ungewohnt und fremd, als er mit 13 Jahren alleine in die Schweiz kam. Mit seiner Heimat Eritrea gab es nur wenig Gemeinsamkeiten. Gerade auch kulturell war Vieles ungewohnt. Er musste lernen, mit der neuen Umgebung vertraut zu werden. Keine

leichte Aufgabe für Ablelom, der bis zu seiner Ankunft in der Schweiz bereits einiges durchmachen musste. In Eritrea wurde Ablelom geboren, wuchs dort in bescheidenen Verhältnissen mit seiner Mutter und drei Geschwistern auf. Sein Vater war praktisch nie zuhause – er leistete den obligatorischen Militärdienst, der in Eritrea bis auf unbestimmte Dauer zu verrichten ist. Ablelom war 12 Jahre alt, als er und seine Familie ihre Heimat von heute auf morgen zurückliessen. An der Grenze zum Sudan kam es zu chaotischen Szenen und Gedränge, die Familie wurde von Schleppern auseinandergerissen. Sie verloren sich aus den Augen, seither hat Ablelom seine Familie nie mehr wiedergesehen. Das ist mittlerweile sechs Jahre her. Er ging weiter nach Libyen, schaffte es auf einem heruntergekommenen Boot irgendwie übers Mittelmeer nach Europa. In Bern fand die abenteuerliche Odyssee ihr Ende. Seit 2015 ist er nun hier, angekommen in dieser fremden, neuen Welt. Ablelom findet ein neues Zuhause bei einer Pflegefamilie in Altdorf. Er geht

zur Schule, lernt Deutsch – ein Stückchen Normalität kehrt in seinen Alltag zurück. Nach drei Jahren folgt das Unvorstellbare: Ablelom erhält um Mitternacht von seinem Onkel einen Anruf – er sei über Facebook per Zufall auf seine Familie gestossen. Jahrelang dachte er täglich an sie; wo sie wohl gerade sind und wie es ihnen geht. Ablelom stürmt mit den Neuigkeiten zu seinen Pflegeeltern, weiss aber um die horrenden Telefonkosten. «Sie sagten mir, das sei kein Problem und es würde nichts kosten. Also rief ich an.» Zum ersten Mal nach drei Jahren Ungewissheit hört er die Stimme seiner Mutter. Als wir ihn nach dem Gefühl in diesem Augenblick fragen, fehlen ihm die Worte: «So etwas kann man nicht beschreiben, unmöglich. Dieses Gefühl lässt sich nicht in Worte fassen.» Nach zweieinhalb Stunden ist das Gespräch beendet, zur Ruhe kommt er aber lange nicht: «Ich war erleichtert, konnte in dieser Nacht nicht schlafen. Auch für das Verständnis meiner Pflegefamilie bin ich dankbar. Ich erfuhr später, dass dieses Gespräch CHF 1500

kostete – sie sagten aber, ich solle mir darüber keine Gedanken machen.» Ablelom beginnt nach der Schule eine Ausbildung zum Haustechnikpraktiker und befindet sich derzeit in seinem letzten Lehrjahr. Trotz der sprachlichen und kulturellen Stolpersteine hat er sein Ziel fest vor Augen: «Ich möchte unbedingt meinen Lehrabschluss bestehen. Doch die Ausbildung war hart, vor allem mit Geographie und Mathe hatte ich Mühe. In Eritrea ging ich nicht viel zur Schule, das musste ich erstmal aufholen.» Neben der Schule ist auch der Alltag eine Herausforderung: Seit einigen Monaten wohnt Ablelom in einer eigenen Wohnung. Den Haushalt schmeisst er alleine, kocht und putzt – obwohl das zu Beginn ungewohnt war: «In Eritrea hat meine Mutter fast alles gemacht. Ich habe meistens nur gespielt.» Um 5 Uhr steht Ablelom auf, um pünktlich bei seinem Ausbildungsort in Luzern zu sein. Auch das war ungewohnt. «In Eritrea haben wir nicht solche festgesetzten Zeiten, daran musste ich mich erst einmal gewöhnen. Dort ist alles etwas lockerer als hier.»

SEINE ERLEBNISSE SCHRIEB ABLELOM IN EINEM BUCH NIEDER.

Das aussergewöhnliche Projekt entstand im Rahmen seines Abschlussprojekts der Oberstufe. Unter dem Titel «Das blaue Boot ohne Kapitän» erschien seine Geschichte letztes Jahr auf Papier (siehe QR-Code). Auf 150 Seiten schildert er seine Erlebnisse, Eindrücke und Erfahrungen. «Ich habe schon als kleiner Junge gerne Gedichte geschrieben. So habe ich das Erlebte verarbeitet. Im Unterricht kam mir dann die Idee, daraus einen ganzen Text zu verfassen», erzählt Ablelom. Selbstständig schrieb er eine Rohfassung, die er dann mit seiner Lehrerin überarbeitete. Es wurde eine Druckerei und ein Verlag gefunden, nach viel Arbeit war es dann soweit. Ablelom selbst ist mit dem Endresultat sehr zufrieden: «Ich bin stolz auf das Buch. Es erzählt meine Geschichte. Und vielleicht hilft es den Menschen zu verstehen, was ich und viele andere durchmachen mussten. Wieso wir diese lange Reise auf uns nehmen. Denn auch das war von Beginn an ein Ansporn: anderen Menschen zu helfen.» Und trotz vieler positiver Entwicklungen in seinem Leben überschattet die Situation mit seiner Familie Vieles. Zwar kann er ein, zwei Mal pro Monat mit ihnen telefonieren, jedoch nur kurz – zu hoch sind die Telefonkosten für lange Gespräche. Es bleibt die Hoffnung, dass er seine Liebsten irgendwann wieder in den Arm nehmen kann. Und was macht er, bis es soweit ist? «Ich habe erste Fahrstunden genommen, das macht mir Freude. In Eritrea wäre das nicht möglich gewesen. Und ich fahre schon richtig gut», erzählt Ablelom stolz und lächelt, «und sogar Skifahren war ich bereits. Ich dachte mir, wenn das alle machen kann das ja nicht so schwer sein. Aber es ist schwerer als gedacht. Doch irgendwann werde ich das auch hinkommen – ganz bestimmt.»

Der kurdische Traum handelt von Unabhängigkeit und Einheit. Die Arbeiterpartei PKK setzt sich seit 1978 für ein unabhängiges Kurdistan ein. Der bewaffnete Kampf der PKK gegen die Türkei fordert regelmässig Tote und Verletzte.

Rund 29 Millionen Kurden leben im Nahen Osten. Das grösste staatenlose Volk der Welt muss sich seit jeher als Minderheit behaupten. An vorderster Front kämpfen die Soldaten der militanten Arbeiterpartei Kurdistans PKK gegen ein autoritäres Regime – und dessen Familienangehörige für ein Recht auf unbestimmtes Leben.

**Von heute
auf morgen**



Es gibt diese Augenblicke, die das Leben zeichnen. Sich schicksalhaft in das Gedächtnis einbrennen. Die wirren Vorstellungen aus heiterem Himmel zu Tatsachen werden und Ängste wahr werden lassen. Für Ramazan Calisir (22) ereignete sich vor sechs Jahren ein solcher Moment. Mersin, eine geschichtreiche Hafenstadt im Süden der Türkei. Ramazan ist 15 Jahre alt und lauscht in seiner Schule dem Unterricht. Es war bis dahin ein gewöhnlicher Tag gewesen – bis der Anruf kam. Seine Schwester rief in der Schule an, beorderte ihn unverzüglich nach Hause. Bereits auf dem Weg hatte er ein mulmiges Gefühl. Zuhause angekommen, realisierte Ramazan rasch, was passiert war. Die schmerz erfüllten Gesichter seiner weinenden Eltern sprachen Bände. Seine älteste Schwester hatte lediglich einen Brief auf dem Küchentisch zurückgelassen. Die gesamte Familie versammelte sich, um diesen symbolischen Abschied auf Papier, las die Worte immer und immer wieder durch. Sie erklärte ihre Beweggründe, weshalb sie sich für diesen Schritt entschieden hatte. Weshalb sie sich der PKK angeschlossen hatte und von nun an für die Unabhängigkeit Kurdistans kämpfen wollte. Jeder und jede wusste sofort, was passiert war. Es war zwar abzusehen, doch es ist einer dieser Gedanken, die man jahrelang verdrängte. «Dieser Moment war für uns alle ein absoluter Schock und ein dramatischer Augenblick», erzählt Ramazan. «Das ist kaum in Worte zu fassen, was da in einem vor sich geht.» Bis zu diesem wegweisenden Moment vor sechs Jahren verbrachte Ramazan eine sorglose Kindheit. Mersin ist eine Stadt, in der Plurikulturalität vorgelebt wird. Kurden treffen auf Türken und umgekehrt. Auch Ramazan und seine Familie gehören der Minderheit an. In der Schule spielte er mit seinen türkischen und kurdischen Freunden. «Ich fühlte mich wohl in Mersin, hatte dort alles was ich brauchte», erinnert er sich zurück. «Mein Ziel war es, Webdesign zu studieren.»

Doch mit den Jahren realisierte Ramazan, dass seine scheinbar heile Welt anfang zu bröckeln.

Mehr und mehr häuften sich Vorfälle, in denen er die Abneigung der Türken gegenüber den Kurden am eigenen Leib zu spüren bekam. «Wenn ich den Menschen erzählte, dass ich Kurde sei, kriegten sie Angst. Die Kurden wurden vermehrt als Terroristen propagandiert und instrumentalisiert.» Eine Folge jahrelanger medialer Beeinflussung der türkischen Regierung führte zu radikalem Umdenken in breiten Teilen der Bevölkerung. Kurden werden aus ihren Lebensräumen verdrängt und vertrieben. Historischer Auslöser war die Gründung der Republik Türkei im Jahre 1913. Der eigentliche Begründer und erste Präsident der heutigen Türkei, Mustafa «Atatürk» Kemal, versicherte den kurdischen Stammesführern und Politikern einen gemeinsamen Staat von Türken und Kurden. Das den Kurden gegebene Versprechen wurde bis heute nicht eingehalten – nach der erfolgreichen Gründung stellte die Regierung um Atatürk das Türkentum in den Mittelpunkt seines politischen und kulturellen Neuanfangs. Alle

Einwohner, die einer anderen Nationalität oder Ethnie angehörten, sollten sich der neuen Ordnung kulturell und sprachlich unterordnen – so auch die Kurden. Ein ungelöster Konflikt, der bis heute anhält. Die Entscheidung der Schwester, sich der radikalen PKK anzuschliessen, hatte ihren Grund in den politischen Prägungen der Familie. Schon seit Jahren setzten sich die Eltern für ein unabhängiges, freies Kurdistan ein. Sie waren beide Mitglieder einer Partei, die sich für die Rechte der Kurden einsetzt. Über die Ideologie, Weltanschauungen und kulturellen Differenzen haben sich die Eltern immer wieder unterhalten. Die Politik habe sicherlich auch die Kinder geprägt, meint Ramazan: «Wenn wir Besuch hatten, haben wir Kinder diese Gespräche natürlich mitbekommen. Auch über die PKK wurde gesprochen. Ich wusste aber lediglich, dass sie für die Unabhängigkeit und Autonomie von uns Kurden einstehen und diese verteidigen – ich glaube, man kann sagen, dass ich sicherlich ein positives Bild der PKK hatte.»

Ramazans Schwester war 22 Jahre alt, als sie die Familie unangekündigt verliess.

Vom einen auf den anderen Tag war sie nicht mehr zuhause. Sie wusste: Ihre Mutter hätte sie nicht gehen lassen. Zwar war die Schwester politisch engagiert, dieser Schritt schien dennoch radikal. Die Familie wurde einige Tage später telefonisch von der PKK informiert. Ramazans Schwester war mittlerweile in den Bergen angekommen, wo die kurdischen Kämpfer ihre Stellungen hatten. Ramazan ist Realist, schon seit jeher. «Meine Mutter sagte mir manchmal, ich wirke wie ein 40-Jähriger – so stoisch und gefasst. Entsprechend ging ich auch mit dieser Situation um.» Akzeptieren statt nachtrauern war seine Devise. Er wusste, dass man nichts daran ändern könnte. Ihre Entscheidung war gefallen. Die Trauer in der Familie war gross: «Natürlich nimmt einen so etwas mit. Wir standen alle unter Schock, jeder versuchte auf seine Art mit der Situation umzugehen.» Die Lage war kompliziert, zumal auch keinerlei Kontaktmöglichkeit bestand. Drei Jahre später, am 16. November 2016, erhielt die Familie einen Anruf. Es war der Moment, der niemals hätte eintreten dürfen. Nicht so früh. Nicht auf diese Art und Weise. Nicht so weit weg von der eigenen Familie.

Am Telefon erfuhr die Familie, dass die Schwester im Kampf gefallen war.

Es wiederholte sich das gleiche Bild wie vor drei Jahren: Wieder versammelte sich die ganze Familie in der Wohnung. Wieder war der Schmerz den Gesichtern anzusehen. «Der Moment, als wir vom Tod meiner Schwester erfuhren, war unglaublich schwer. Vor allem für meine Mutter, sie hatte auch grosse psychische Probleme. Ich versuchte für sie da zu sein, nicht zu weinen. Ich wollte die Situation nicht noch schlimmer machen. Deshalb weinte ich nur in

der Nacht, wenn ich für mich alleine war.» Der Tod der Schwester traf die Familie wie ein Schlag. Doch bei dem seelischen Schaden sollte es nicht bleiben. Der Tod eines Familienmitglieds, das Mitglied in der PKK ist, schlägt hohe Wellen – die Neuigkeit verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Die übermächtige, autoritäre Regierungspartei AKP duldet die PKK nicht, stuft sie als terroristische Gruppierung ein – und sämtliche Verwandte von Mitgliedern der PKK haben einen entsprechend schweren Stand. Auch Ramazan und seine Familie bekamen dies zu spüren. Die Jobchancen liegen praktisch bei null, da die Partei in der Gesellschaft gut vernetzt ist und Informationen spielend weitergibt. Auch sonst werden die als Terroristen abgestempelten Familienmitglieder vom gesellschaftlichen Leben ausgegrenzt und von den Menschen gemieden. «Die Situation wurde so prekär, dass wir nicht mehr dort bleiben konnten. Wir fürchteten auch Verhaftungen und Angriffe der Polizei. Willkürlich werden Leute verhört, verschleppt. Das Risiko war zu gross.»

Ramazans Eltern trafen ein paar Monate später die schwere Entscheidung, die Türkei zu verlassen.

Ziel war es, in die Schweiz zu gelangen – ein Verwandter lebte bereits dort und berichtete ihnen viel Gutes. Der Vater organisierte gefälschte Pässe und ein Visum, anders wäre eine Ausreise nicht möglich gewesen. Ramazan war noch nie im Ausland gewesen, geschweige denn in einem Flugzeug. Entsprechend gross war die Aufregung vor dem Flug. Ungewissheit bereiteten ihm vor allem die hohen Sicherheitsvorkehrungen und Passkontrollen am Flughafen Istanbul. Als das Flugzeug abhob und die Lichter der Stadt immer kleiner wurden, war die Erleichterung entsprechend gross – andererseits war es aber der definitive Schritt in eine ungewisse Zukunft: «Das war ein bedrückender Moment. Ich musste meine Heimat und Freunde zurücklassen. Dies gehörte ab jetzt alles der Vergangenheit an. Ich trat in ein komplett neues Leben ein, wie ein weisses, blankes A4-Papier.» Für Ramazan eröffnete sich in Glarus eine komplett neue Welt. Aufgewachsen im sommerlich warmen Küstengebiet, fand er sich plötzlich inmitten riesiger Berge und eisiger Kälte wieder. Aber nicht nur die geografischen Einflüsse prasselten auf ihn ein, auch die Menschen und Sprache waren anders und gewohnungsbedürftig. «Zu Beginn habe ich mich hier nicht wohlfühlt. Es war für mich alles neu. Im Hinterkopf war natürlich auch die zurückgelassene Heimat und der immer präsente, automatische Vergleich mit dem, was man kennt. Auch bei Freundschaften habe ich heute noch das Gefühl, dass die Schweizerinnen und Schweizer eher distanziert sind.» Doch mit den Jahren findet sich die Familie zunehmend besser zurecht. Und auch Ramazan erkennt seine Chancen, will auf eigenen Füßen stehen. Nach anfänglichen Startschwierigkeiten besuchte er zuerst eine Berufspraxis-Schule und befindet sich zurzeit in seiner Vorlehre zum Pfleger. «Ich möchte hier lernen, mich weiterbilden. Mittlerweile ist mir bewusst ge-

worden: Ich bin meinen Eltern enorm dankbar, dass sie sich zu diesem Schritt entschieden haben. Die Schweiz ist ein Land, wo man sicher leben kann. Ich bin motiviert und habe ein Ziel vor Augen», sagt Ramazan über seine Zukunftspläne. Und das, obwohl er einige Dinge nicht ganz so streng sieht: «Diese extreme Pünktlichkeit finde ich manchmal anstrengend. Aber ich akzeptiere diese Kultur natürlich, das gehört dazu. Ich gebe mir immer Mühe, pünktlich zu sein und war noch nie zu spät.» Das Blatt hat sich für Ramazan und seine Familie gewendet. Sie leben in Sicherheit, haben sich in einem fremden Land ein neues Leben aufgebaut. Ramazan ist glücklich hier, seinen Eltern geht es gut. Und dennoch: Es gibt Tage, da überschattet der Schmerz über den Verlust alles andere – zurück bleiben ungeklärte Fragen und der Wunsch nach Abschied: «Wir konnten meine Schwester nie beerdigen. Uns wurde erklärt, dass dies nicht möglich sei. Wir möchten gerne Abschied nehmen, in irgendeiner Form. Ich wünsche mir jeden Tag, dass sich unser Traum einmal erfüllen wird.»

Der Vietnamkrieg forderte Millionen von Menschenleben und spaltete eine ganze Nation. Acht Millionen Tonnen Bomben warfen die USA im Kriegsverlauf auf Vietnam ab. Nach 20 Jahren endete der Krieg, doch die Narben verheilen bis heute nicht.

DAS GEFÜHL, DAS MAN HEIMAT NENNT

Meine Geschichte ist eine, die nur das Leben schreiben kann. Ich wurde hineingeboren, in einen Krieg, der mein Land zerteilte. Die Flucht vor dem Bombengewitter führte mich einmal quer über den Kontinent bis in die Schweiz. Memoire meiner schicksalshaften Odyssee.



“ALLEIN, OHNE AUSWEIS UND MIT 500 DOLLAR IN DER TASCHE.”

Mein Name ist Karl Theobald Ross. Ich bin 61 Jahre alt und wohne in Biel. Mein Beruf ist Krankenpfleger. Am 23. Februar 1960 erblickte ich das Licht der Welt. Zumindest gehe ich davon aus.

MEINE WURZELN LIEGEN IN VIETNAM.

Es gibt von mir keine offiziellen Dokumente, keine Geburtspapiere oder einen Pass. Man weiss nicht genau, woher ich komme, wer meine Eltern sind und wann ich genau geboren wurde. Was bestätigt ist: In Saigon, Vietnam, wurde ich von einem Deutschen namens Karl Ross adoptiert. Ich nehme dahingehend an, dass ich in Saigon geboren wurde. Kurz nach meiner Adoption trennten sich meine Adoptiveltern. Sie beschlossen, mich bei der Schwester meiner Adoptivmutter unterzubringen. Sie wohnte mit ihrem Ehemann in Dalat, einem Bergdorf irgendwo im Süden Vietnams. Ich wurde von meinen Eltern zu ihr gebracht und lebte fortan mit ihnen. Bis heute bezeichne ich sie als meine «Eltern».

ICH KAM ALS KLEINER JUNGE NACH DALAT, DAS WAR IM JAHR 1962.

Zu dieser Zeit herrschte bereits Krieg. Die Amerikaner waren schon in Vietnam, man sah sie überall in der Stadt. Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich damals regelmässig in der Nacht erwachte. Man hörte in der ganzen Umgebung Artillerie-Beschuss. Es war unmöglich, bei dem Lärm zu schlafen. Im Alltag sah ich regelmässig Flüchtlinge, die aus dem Norden in den Süden zogen. Auch Bombenanschläge und Ähnliches erlebte ich immer wieder. Wenn man am Tag danach am Ort des Geschehens vorbei lief, sah man die Verwüstung und Leichen. Wer tauglich war, eine Waffe zu tragen, musste Dienst in einer Milizarmee leisten. Mein Vater war einer dieser Männer. Er war unter anderem verantwortlich für die Hortung der Waffen. Weil es keinen geeigneten Ort für die Lagerung gab, lagerten wir alles bei uns im Haus. Es

waren insgesamt sicher drei- bis vierhundert Waffen, verteilt in allen möglichen Winkeln und Ecken, im ganzen Haus. Unter anderem verstaute wir die Handgranaten unter meinem Bett im Kinderzimmer. Aber auch Karabiner, Gewehre, Maschinenpistolen und viel Munition und Arsenal. Auch ich musste meinen Beitrag leisten. Täglich verteilte ich die Waffen an die Miliztruppen und führte Buch über die Waffenausgabe. Wer wurde zu welchem Zeitpunkt mit welcher Waffe ausgestattet? Ich notierte mir dies und verschaffte mir einen Überblick. Damals war ich 10 Jahre alt.

1975 WURDE DIE LAGE BEDROHLICH.

Die Regierung warnte, dass jetzt auch die umliegenden Städte vom Feind überfallen wurden. Eines Tages kam mein Vater zu uns und sagte: «Wir müssen jetzt weg.» Es hatte sich in der Zeit zuvor abgezeichnet, dass dieser Zeitpunkt immer näher kommen würde. Zwei Tage später verliessen wir Dalat. Ich hoffte innerlich, dass dies nur vorübergehend war, dass wir nach einer Woche wieder zurückkehren würden. Ich habe nie gedacht, dass wir für immer fortgehen würden. Zuerst gingen meine Mutter, mein Bruder Tony und ich. Mein Vater blieb zurück. Er durfte nicht mit uns mitgehen. Das war damals üblich für die Männer. Der Abschied von ihm ging dann sehr schnell. Man muss sich vorstellen: Eine ganze Region wird evakuiert, auf dem Flughafen tummeln sich hunderte, tausende Leute. Es war hektisch. Jeder wollte weg, und so kämpften alle um ihren Platz im Flugzeug. Wir haben uns durch gute Verbindungen einen Platz sichern können. Mitgenommen haben wir fast nichts, einzig ein paar Kleider hatten wir dabei. Das war damals ein sehr bedrückender Moment. Dalat war meine Heimat. Ich verbrachte hier praktisch mein ganzes Leben. Mit 15 Jahren wurde ich aus diesem Leben regelrecht hinausgerissen. Ich konnte mich nie richtig verabschieden, auch von meinen Freunden nicht. Das letzte Mal sah ich sie, als wir in der Schule waren und diese evakuiert wurde. Ich weiss noch, wie wir

uns sagten: «Bis nächste Woche.» In Saigon kamen wir dann an. Die Hauptstadt ist eine Weltmetropole, hat so viele Einwohner wie die gesamte Schweiz. Wir fanden dort bei meiner Grossmutter Unterschlupf. Sie lebte mit ihrer Familie in ihrer Wohnung in der Stadt. Es waren zwei Zimmer für rund 20 Personen: Tanten, Onkel, Cousins – und jetzt auch wir. Ein paar Wochen später stand plötzlich mein Vater vor der Tür. Wir hatten seit unserer Flucht nichts mehr von ihm gehört. Er schlug sich von Dalat nach Saigon durch. Die waghalsige Reise dauerte einige Wochen. Wegen der massiven Kämpfe waren fast alle Strassen blockiert. Er musste rund 300 Kilometer zu Fuss zurücklegen. Die Flucht war riskant, es gab immer wieder Angriffe mit Toten und Verletzten. Ich kann mich noch gut an den Moment erinnern, als er vor unserer Türe stand. Komplett abgemagert. Wir freuten uns, dass er bei uns war. Erleichtert, dass er noch am Leben war.

1976 DURFTEN WIR VIETNAM OFFIZIELL VERLASSEN.

Ein Flugzeug des Schweizerischen Roten Kreuzes brachte uns nach Karachi, Pakistan. In der Swissair-Maschine flogen ausnahmslos andere Flüchtlinge mit. Von Pakistan wusste ich praktisch nichts. Karachi, unsere neue Heimat, ist mit 15 Millionen Einwohnern eine der grössten Städte der Welt. Auch dort hatten wir wieder diese ungewisse Zukunft vor uns. Nach unserer Ankunft wurden wir von einem Komitee des hiesigen Roten Kreuzes empfangen. Von ihnen wurden uns 50 Dollar in die Hand gedrückt. Das war gewissermassen unser Startkapital für das neue Leben im unbekanntem Land. Wir mieteten eine Einzimmerwohnung, das war das Einzige, was wir uns leisten konnten. Es waren nur wenige Quadratmeter für meine Eltern, meinen Bruder und mich. Die Wohnung befand sich ausserhalb der Stadt, am Rande des Siedlungsgebiets. Ich schuftete rund um die Uhr, um meiner Familie ein bescheidenes Einkommen zu sichern. In Vietnam lernte ich, wie ich Schuhe herstellen konnte. Diese verkaufte ich auf dem Markt. Die Tage begannen früh und endeten spät. Während den vier Jahren in Pakistan hatte ich immer mein Ziel vor Augen: Ich wollte in Europa eine richtige Arbeit finden. Dort hätte ich mehr Perspektiven und könnte auch meine Familie finanziell besser unterstützen. Ich bereitete mich während dieser Zeit bereits darauf vor, lernte Englisch und Französisch. Während ich auf dem Markt meine Schuhe verkaufte, überliess ich dem benachbarten Verkäufer neben mir mein Geschäft und ging für ein paar Stunden in die Sprachschule. Die Kosten dafür sparte ich mir zusammen.

ALS ICH 21 JAHRE ALT WAR, WAR FÜR MICH DER MOMENT GEKOMMEN.

Ich wollte in Europa ein neues Leben beginnen. Jedoch stellte sich mein Vorhaben als deutlich komplizierter heraus als gedacht. Ich war Flüchtling und hatte keine gültigen Reisedokumente. Dies

erschwerte die Einreise in alle EU-Länder. Das einzige Land, welches mein Visum bewilligte, war die Schweiz. Ich kaufte mir also ein Flugticket nach Genf – mit dem Plan, von dort mit dem Zug nach Deutschland zu gelangen. Von der Schweiz wusste ich praktisch nichts, ausser dass man in Genf Französisch spricht.

SO LANDETE ICH 1981 AUF SCHWEIZER BODEN.

Am Genfer Flughafen angekommen, wartete das erste Problem bereits in der uniformierten Person des Zollbeamten auf mich. Ich fiel den Polizisten selbstredend sofort auf. Sie nahmen mich zur Seite, stellten mich in einen kleinen Raum. Nachdem sie mich gründlich durchsucht hatten, befragten sie mich nach Einzelheiten meiner Reise: «Woher kommst du? Was machst du hier? Wie viel Geld hast du dabei?» Die Wahrheit konnte ich ihnen nicht erzählen. Zu gross war das Risiko, sofort wieder abgeschoben zu werden. So erwiderte ich nur: «Ich mache hier Ferien.» Und das klappte. Bereits am Flughafen konnte ich mir ein ziemlich gutes Bild von der mir unbekanntem Schweiz machen: Alles sauber, ordentlich und gepflegt. Ich verschwendete jedoch kaum einen Gedanken daran, denn ich wollte ja sowieso möglichst schnell weiter nach Deutschland – um meinen Adoptivvater aufzusuchen. Im Zug schaute ich aus dem Fenster, mir fielen diese winzig kleinen Holzhütten auf, die eng aneinandergereiht an mir vorbei rasten. «Komisch», dachte ich, «die Menschen hier haben doch viel Geld – wieso wohnen die in so kleinen Häuschen?» Später entpuppten sich diese als Schrebergärten. Im Zug selbst fielen mir vor allem die vielen Soldaten auf, die unterwegs waren. «Anscheinend ist hier auch Krieg, oder sie bereiten sich gerade darauf vor», dachte ich mir.

VON BASEL GING ES DANN WEITER RICHTUNG DEUTSCHLAND.

Am Bahnhof entsorgte ich meinen gefälschten Reiseepass im nächstbesten Abfalleimer. Ausser dem Passfoto war alles gefälscht: Name, Vorname, Herkunft, Wohnort. Hätte man herausgefunden, dass ich aus Pakistan komme, hätten sie mich umgehend wieder zurückgeschickt. Ich war noch nicht mal über die Grenze gefahren, da kam eine Polizeipatrouille auf mich zu. So kam es, dass ich beim Badischen Bahnhof in Basel zum zweiten Mal innert weniger Stunden von der Polizei befragt wurde. Wieder in einem kleinen Raum, wieder dieselben Fragen. Ich hatte mir für diese Situation eine erfundene Geschichte zurechtgelegt. Die letzten drei Jahre sei ich auf den Weltmeeren unterwegs gewesen, und hätte so mein Geld verdient. Dass ich in Pakistan war, habe ich nie erwähnt. Der Polizist, der mir gegenüber sass, Herr Müller, glaubte mir. Er erklärte mir, dass ich in Bern bei der Botschaft die nötigen Papiere besorgen müsste. Im Zug fielen mir dann schnell mal die Augen zu.

Als ich in Bern ankam, war es bereits nach Mitternacht. An diesem Tag kam ich mit dem Flugzeug in Genf an, fuhr nach Basel, dann weiter Richtung Deutschland. Später wurde ich von der Polizei verhört und landete jetzt mitten in der Nacht in Bern – allein, ohne Ausweis und mit 500 Dollar in der Tasche. Der Bahnhof war menschenleer. Ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Alle Läden waren geschlossen, es gab weder Leute, die ich fragen konnte noch sonst eine Hilfe. Als erstes wollte ich Geld wechseln, und so ging ich in das einzige Gebäude, welches um diese Uhrzeit noch geöffnet war. Im Hotel Schweizerhof warfen sie mir einen leicht schrägen Blick zu, als ich ihnen die Noten entgegenstreckte. Wieder zurück am Bahnhof, wurde es langsam kalt. Ich schlenderte ziellos umher – bis ich bei den Toiletten stehenblieb. Klar, öffentliche Toiletten sind nicht gerade ein gemütlicher Ort – aber allweg deutlich wärmer als draussen.

SO VERBRACHTE ICH MEINE ERSTE NACHT AUF EINER TOILETTE IM BAHNHOF BERN.

Die ersten Wochen in diesem neuen Land waren, sagen wir, herausfordernd. Für die ersten zwei, drei Wochen hatte ich kein festes Dach über dem Kopf. Ich übernachtete mal hier, mal dort – oftmals halfen mir befreundete Flüchtlinge aus. Ich verschaffte mir kleinere Jobs, um mich über Wasser zu halten – verteilte für rund CHF 20 Flyer für Scientology oder machte den Abwasch im Migros Restaurant. Nach einiger Zeit erhielt ich dann einen richtigen Job in der Putzereinheit des Salem-Spitals. Mir war jedoch klar, dass ich nicht auf ewig mein Geld als Putzkraft verdienen wollte. Ich wollte einen richtigen Beruf erlernen. So fragte ich das Salem-Spital an, eine Ausbildung in der Pflegeschule absolvieren zu können. Mein Chef war einverstanden, es gab nur ein Problem: Die Pflegeschule akzeptierte damals noch keine Männer. Ich startete also die Suche nach möglichen Ausbildungsorten, die eine Ausnahme machen würden. Überall hagelte es Absagen. Ein kleines Städtchen am Jurasüdfuss erklärte sich bereit: Biel-Bienne. So führte mich das Bewerbungsgespräch ein erstes Mal nach Biel. Eine kleine Stadt, eigentlich ganz nett. Nur komisch, ich konnte nicht heraushören, ob man hier Deutsch oder Französisch spricht. Fast kam es mir so vor, als ob man in diesem sympathischen Städtchen beide Sprachen gleichermassen spricht. Im Spitalzentrum angekommen, hielt ich mit der Schulleiterin mein Bewerbungsgespräch ab. Am Ende des Gesprächs teilte sie mir mit, dass sie mich gerne einstellen würde. Ich müsste jedoch einen internen Vorkurs absolvieren, weil meine letzten Schulerfahrungen doch ein paar Jahre zurücklagen. So kam es, dass ich kurze Zeit später nach Biel zog und meine Ausbildung zum Pfleger begann. Ein Wink des Schicksals, wie sich herausstellen sollte (Fortsetzung Seite 72). Mit meiner Familie in Pakistan stand ich während all den Jahren in regelmässigem Kontakt per Brief. Ferngespräche per Telefon konnten wir uns nicht leisten, das war viel zu teuer. Mein Bruder

Tony wohnt mittlerweile in Amerika, ich habe ihn nur ein paar Mal wiedergesehen. Doch ich hatte die Chance, mit meiner Familie alle paar Jahre nach Vietnam zu reisen. Zusammen mit ihnen habe ich meine Familie, Verwandten und alte Schulfreunde besucht. Dann fühlt es sich jedes Mal wieder so an, als wäre ich nur einen Augenblick weg gewesen. Ein unglaublich schönes Gefühl. Und wer weiss: Vielleicht zieht es mich in ein paar Jahren wieder zurück dahin. Zurück nach Hause.

“**DIE ERSTEN
WOCHEN IN
DIESEM NEUEN
LAND WAREN,
SAGEN WIR,

HERAUS-
FORDERND.**”

Catherine & Karl

Es war Liebe auf den zweiten Blick: Als sich Catherine (56) und Karl (61) im Herbst 1984 das erste Mal begegneten, prallten zwei Welten aufeinander. Trotz aller Umstände fanden sie über Umwege zueinander. Ein Gespräch über kulturelle Unterschiede, erwartungsvolle Schwiegereltern und die Kunst, sich zu verstehen.



Catherine, du hast Karl am ersten Schultag deiner Ausbildung im Spitalzentrum Biel gesehen. Was war dein erster Eindruck, als du ihn zum ersten Mal gesehen hast?

Catherine: Vor 37 Jahren absolvierten wir beide denselben Vorkurs für die Pflegeschule. Ich sass also am ersten Schultag im Klassenzimmer, da klopfte es nach Unterrichtsbeginn an die Türe. «Aha», dachte ich, «da kommt wohl jemand zu spät.» Ein junger Mann mit asiatischen Gesichtszügen streckte seinen Kopf durch die Tür. «Grüezi mitenand», sagte er mit leichtem Akzent, lächelte freundlich und schlich geduckt an seinen Platz. Ich dachte mir nur: «Wer ist das denn? Der sieht ja aus wie 17?» Das war mein erster Eindruck von Karl.

Und wie war das für dich, Karl?

Karl: Das stimmt, an diesem Tag kam ich tatsächlich zu spät. War aber bestimmt nur eine Ausnahme (lacht). Cath ist mir zu Beginn überhaupt nicht aufgefallen. Als ich nach ein paar Tagen das erste Mal auf sie aufmerksam wurde, fiel mir nur auf, dass sie vor allem ein merkwürdiges Kleid trug – ihr Erscheinungsbild wirkte sehr alternativ, sehr naturverbunden. «Wie kann man nur sowas anziehen», dachte ich mir.

Karl, du hattest eine sehr turbulente Vergangenheit hinter dir. Eure Lebenssituationen, eure Weltanschauungen waren sehr gegensätzlich – wie war das für dich?

Karl: Ja, das kann man definitiv so sagen. Ich hatte damals mit meiner Familie in Pakistan und der Situation hier in der Schweiz einiges um die Ohren. Es hätte auch sein können, dass wir uns gar nicht interessant finden oder das zwischen uns gar keinen Platz gehabt hätte.

Wie seid ihr schlussendlich ein Paar geworden?

Catherine: Da sind wir uns nicht so einig. (lacht)
Karl: Ja, da hat jeder seine Version der Geschichte. (lacht)

Wir sind ganz Ohr.

Catherine: Wir waren in einem Klassenlager. Ich wollte gerade aufbrechen, um mir Kräuter für einen frischen Tee zu pflücken. Bevor ich losging, habe ich beim Männer-Zimmer geklopft und Karl einfach gefragt, ob er mich begleiten möchte.

Karl: (Verdreht die Augen) «Ich und Tee», habe ich mir gedacht, aber ich ging einfach mit ihr mit.
Catherine: Dann weiss ich noch, wir sind herumgelaufen und ich habe meine Blätter gesammelt...
Karl: ...und ich hatte keine Ahnung, was sie macht. (lacht)

Catherine: Später an diesem Tag spazierte ich mit einer Kollegin in der Gegend herum. Ich bemerkte, dass da noch jemand hinter uns war. Es war Karl. Irgendwie freute ich mich darüber, dass er in meiner Nähe war. Für mich war das mein emotionaler Anfang, wo ich eine Verbindung zwischen uns gespürt habe. Und an einem Abend hatte er an meiner «Lismete» gestrickt, das hatte mich sehr beeindruckt (lacht). Ja, dieses Lager war für mich der Anfang.

Karl: Das würde ich so unterschreiben. Es gibt keinen bestimmten Moment oder Tag, an dem es passierte. Es war keine bewusste Entscheidung. Wir haben uns zusammen sehr wohl gefühlt.

Wie habt ihr damals miteinander gesprochen?

Catherine: (Überlegt) Wir haben mehr Französisch gesprochen, oder nicht?

Karl: Ja. Mein Deutsch war damals noch nicht ausreichend. Ich habe mir Mühe gegeben, es zu lernen und viel Zeit investiert. Ich hatte praktisch keine Ferien, weil ich in der Freizeit oft Deutsch lernte.

Gab es viele Verständnisschwierigkeiten?

Catherine: Nein, nicht wirklich. Unser gemeinsames Leben war damals viel simpler. Für uns gab es damals nur Schule und Arbeiten. Heute ist es komplexer. Und wir merken heute immer wieder mal, dass wir aneinander vorbeireden oder uns falsch verstehen. Ich habe das Gefühl, dass wir uns untereinander damals gut verstanden haben, auch weil wir beide Französisch sprachen. Heute sprechen wir Deutsch miteinander, und das klappt ganz gut.

Welche kulturellen Unterschiede haben sich ansonsten gezeigt?

Karl: Für mich muss nicht alles so genau sein, wie für Catherine. Ein Beispiel: Wenn ich parkiere und nicht perfekt im Parkfeld stehe, spielt das für mich keine Rolle. Im Gegensatz zu ihr – da ist sie deutlich pingeliger. Für mich kann Vieles locker und spontan sein, sie mag es organisiert und vorausschauend.

Catherine: Wenn ich bei der Arbeit nicht zufrieden bin, dann bin ich viel direkter und fordere auch mehr. Da ist Karl hingegen sehr freundlich und zurückhaltend. Ich vermute, das hat mit der asiatischen Verhaltenskultur zu tun: Man will sein Gesicht wahren, stets höflich und anständig sein.

Wie haben eure Eltern reagiert?

Karl: Ich habe meinen Eltern in Vietnam einen Brief geschrieben und ihnen mitgeteilt, dass ich eine Schweizer Freundin habe. Ihre Antwort war entsprechend mit Zweifel und Misstrauen gespickt, doch das war mir egal. Ich war in diesem Moment froh, dass uns viele Kilometer trennten – sonst wäre es bestimmt zu einem Streit gekommen.

Catherine: Als ich Karl das erste Mal mit nach Hause nahm und meine Mutter ihn kennenlernte, war sie sehr unzufrieden. Meine Eltern haben mich daraufhin fast schon aus dem Haus gejagt, mit 20 musste ich von zu Hause weg. Es folgten sieben Jahre Clinch, mit teils heftigem Streit und Tränen. Rückblickend gehe ich davon aus, dass die Reaktion meiner Eltern auf Karls Lebenssituation beruhte. Sie dachten anscheinend, ich würde mit ihm nach Vietnam zurückgehen.

Wo ist Karl so richtig schweizerisch, Catherine?

Catherine: In gewissen Belangen ist er sehr ordentlich (Karl lacht). Also zum Beispiel das Bündeln des Altpapiers. Alles, was direkt oder indirekt gegen aussen getragen wird, was uns «repräsentiert», ist ihm wichtig. Andererseits gibt es auch ganz gewöhnliche Dinge: Beispielsweise muss die Abwaschmaschine stets akribisch genau eingäräumt sein – notfalls wird alles nochmals ausgeräumt. Und natürlich ist er in ausnahmslos allen Situationen sehr höflich und freundlich. Das sind sicher auch Werte, die typisch schweizerisch sind.

Karl, würdest du das so unterschreiben?

Karl: Asiaten sind sicherlich sehr darauf bedacht, dass sich das Gegenüber wohl fühlt. Es ist unhöflich, eine Bitte sehr direkt zu formulieren oder gar fordernd zu sein. Da sind Herr und Frau Schweizer bestimmt deutlich direkter und sagen, was sie denken.

Ihr haltet nicht wirklich viel von den klassischen Geschlechterrollen. War das eine bewusste Entscheidung?

Karl: Man muss natürlich berücksichtigen, dass ich das nie anders kannte. Mein Adoptivvater hat gearbeitet, seine Frau aber hat das Geld verwaltet und alles organisiert. Gekocht haben beide. Zu dieser Zeit war dies schon ein aussergewöhnliches Familienbild. Für mich war von Anfang an klar, dass beide Seiten helfen müssen.

Catherine: Ja, du konntest bereits selbstständig leben: kochen, einkaufen, putzen. Ich bin von zuhause ausgezogen und konnte noch nichts davon – war regelrecht aufgeschmissen – und habe schliesslich alles von Karl gelernt.

Wer steht öfters in der Küche?

Catherine: Das können wir unmöglich beantworten. Beide etwa gleich viel. Probleme gibt es dann jeweils, wenn wir Besuch haben und beide unser Menü kochen möchten – dann wird's eng in der Küche. Wir kochen auch komplett unterschiedlich und haben eine andere Vorgehensweise. So haben wir auch zwei Küchenschränke: Einen für Karl und einen für mich.

Und was kommt öfter auf den Tisch – gebratener Reis oder Röstli mit Spiegelei?

Catherine: Jahrelang gab es Reis. Verständlich, in Asien ist dies halt gang und gäbe. Bis ich kapiert habe: Wenn ich etwas anderes will, muss ich lernen zu kochen. Das habe ich dann auch getan.

Gibt es etwas, was ihr an der jeweils anderen Kultur überhaupt nicht nachvollziehen könnt?

Karl: Man muss natürlich zwischen der Kultur und Persönlichkeit der Leute unterscheiden. Aber Intoleranz und Pingeligkeit finde ich manchmal mühsam und das ist, glaube ich schon schweizerisch.

Catherine: Ja, ich glaube auch, dass dies schweizerisch ist. In der asiatischen Verhaltenskultur steht jedoch das Gemeinschaftliche – oftmals ohne Rücksicht – an erster Stelle. Eine Entscheidung kann nicht individuell gefällt werden, es muss jeweils für die gesamte Gruppe stimmen und auch so umgesetzt werden. Wenn beispielsweise jemand aus einer Reisegruppe einen Kaffee möchte und die ganze Gruppe etwas anderes plant, muss die ganze Gruppe damit einverstanden sein und sich anschliessen. Man kann sich schlecht mal eben ausklinken.

Denkt ihr, es war Schicksal, dass Karl in die Schweiz kam und dass ihr euch über diesen turbulenten Umweg kennengelernt habt?

Karl: Selbstverständlich, das habe ich alles so geplant (lacht). Nein, das könnte man sicherlich als Schicksal beschreiben. So etwas kann man nicht planen.

Catherine: Es hätte auch ganz anders kommen können. Das wäre sogar wahrscheinlicher gewesen.

Karl: Ich wollte ja gar nicht in der Schweiz bleiben. Wenn mich beispielsweise der deutsche Zoll damals an der Grenze nicht zurückgeschickt hätte, wäre das alles nicht passiert. Dann hätte ich Cath nie kennengelernt. Und diese Geschichte hier könnten wir nie erzählen.

Im Iran ist die Lage der Frau von gesellschaftlicher und gesetzlicher Unterdrückung geprägt. Eine Gleichberechtigung wird von der traditionellen Regierung offen abgelehnt – als Instrument systematischer Entrechtung.

**“Sie
beleidigte
mich aufs
Übelste,
schlug mich
und schrie
mich auf
offener
Strasse an.”**

**Stell dir vor, du bist ein
17-jähriges Mädchen, das
ein normales Leben führt.
Auf offener Strasse wirst
du eines Tages von einer
fremden Frau beschimpft,
weil du deinen Hijab nicht
richtig trägst. Sie schlägt
dich und macht dir Vorwürfe.
Du wirst festgenommen
und zu einer Haftstrafe
und Stockschläge verurteilt.
Genau so erging es mir.**



Als ich in den unterirdischen Gefängnisblock gebracht wurde, wurde dieses mulmige Gefühl immer intensiver. Es gab keine Fenster, der kleine Raum war düster und eiskalt. Am Boden lag eine hauchdünne Ablage, die als Matratze diente. In der Nacht kriegte ich kein Auge zu, der Schock über das Erlebte war zu gross. Und auch die Sorgen um meinen Vater liessen mir keine Ruhe. Wo sie ihn wohl hingebracht hatten? Einige Stunden zuvor sass ich im Auto und wartete auf meinen Vater, der auf der Bank etwas erledigen musste. Wir wollten an diesem Tag Schulbücher für mein Studium besorgen, ich hatte mich sehr darauf gefreut.

Plötzlich näherte sich eine fremde Frau, stand vor die Autotüre und hämmerte gegen die Fensterscheibe.

«Fenster auf!», schrie sie mich an. Mit wilden Handzeichen gab sie mir zu verstehen, dass ich das Fenster runtermachen sollte. Ich war total perplex, wusste nicht, was sie von mir wollte. Ich machte das Fenster runter, dann zerrte sie mich aus dem Wagen heraus. «Was erlaubst du dir eigentlich? Zieh deinen Hijab an, und zwar korrekt!», befahl sie mir. Ich verstand nicht, schliesslich war ich normal angezogen und verdeckte meine Haare, so wie es sich gehört. Doch ihr zu widersprechen, das traute ich mich nicht. Schliesslich war ich erst 17 Jahre alt. Sie beleidigte mich aufs Übelste, schlug mich und schrie mich auf offener Strasse an. Aus dem nichts tauchten zwei Polizeiautos auf, mehrere Polizisten stiegen aus und kamen auf uns zu. Ich realisierte, dass die Frau Teil der sogenannten «Islamischen Regierungspolizei» war – eine polizeiliche Untergruppe, welche die Einhaltung der Scharia-Vorschriften im Iran sicherstellt. Auch mein Vater war mittlerweile aus der Bank gestürmt und versuchte zu schlichten. Es kam zu einem Handgemenge. Die Männer nahmen ihn fest, zerrten ihn auf den Rücksitz des einen Autos und fuhren davon. Sogleich wurde ich in das andere Auto gezerrt und weggebracht. Auf dem Rücksitz des Polizeiautos ging das Ganze im gleichen Stil weiter.

Die Männer schrien mich an, schlugen mich und verlangten mein Handy.

Sie drohten mir und gaben mir zu verstehen: Wenn ich Bilder vom Vorfall hätte oder diese gar veröffentlichten sollte, sei mein Leben vorbei. Ich hatte noch nie in meinem Leben eine solche Angst verspürt. Auf dem Polizeiposten angekommen, wurde ich befragt. Ich sollte den Sachverhalt schildern. Also schrieb ich auf, was passiert war. Der Beamte jedoch glaubte mir kein Wort. Er verfälschte meine schriftliche Aussage, fügte irgendwelche Sätze hinzu. Viel machen konnte ich nicht. Ich flehte sie an, meine Eltern anrufen zu dürfen. Mein Vater nahm natürlich nicht ab, wer weiss wo er gerade steck-

te. Also rief ich meine Mutter an. Ich versicherte ihr, dass es mir gut ging und sie sich keine Sorgen machen müsse. Anschliessend wurde ich in eine düstere Gefängniszelle gebracht. Dort unten war es totenstill, aber die Stimmen in meinem Kopf waren lauter denn je. Meine Gedanken und die Sorge über meinen Vater liessen mir keine Ruhe. Am nächsten Morgen wurde ich von der Polizeistation entlassen. Zuhause war die Gemütslage bedrückend. Nach 16 Tagen hörten wir das erste Mal wieder von meinem Vater. Nachdem er aus dem Gefängnis entlassen wurde, sah man am ganzen Rücken Narben von Peitschenhieben. Da er mich verteidigte, für mich einstand, war seine Strafe als Erziehungsberechtigter sogar noch gravierender. Wir erhielten mehrere Aufgebote zu richterlichen Anhörungen. Es folgten stundenlange, zähe Verhandlungen. Nach einigen Wochen stand der endgültige Beschluss fest. Ich muss für ein Jahr ins Gefängnis, ausserdem würde ich mit 75 Stockschlägen bestraft. Mein Vater erhielt einen ähnlichen Beschluss. Wir beide wurden wegen mehrerer Verstösse angeklagt, unter anderem wegen Beleidigung des Staatsoberhauptes und Störung der öffentlichen Ordnung. Kritik an Irans Führung und Verbreitung revolutionären Gedankenguts wurden uns vorgeworfen.

Meine Hoffnung auf eine Rückkehr in ein normales Leben wurde schnell zerschlagen.

Auch mein Studium musste ich aussetzen, trotz der anstehenden Prüfungen. Diese waren wegweisend für meine Zukunft. Ich wurde von der Schule verwiesen, durfte nicht mehr zum Unterricht erscheinen oder gar das Areal betreten. Doch das war meine kleinste Sorge, schliesslich stand gegen uns ein richterlicher Vollzug aus. Wir reichten einen offiziellen Widerspruch ein, der kommentarlos abgelehnt wurde. Als wir diesen Entscheid erhielten, war für meinen Vater klar, dass wir nicht länger hier bleiben konnten. Der endgültige Vollzug unserer Haftstrafen stand aus, so blieb uns noch etwas Zeit. Mein Vater erklärte mir, dass wir unsere Heimat verlassen müssen: «Ghazal, wir müssen von hier weg. Es gibt hier keine Zukunft mehr für uns.» Einige Tage später brachen wir auf. Meine Mutter und meine kleine Schwester blieben zurück. Sie hatten beide grosse Angst um uns. Niemand wusste, was passieren würde. Der Moment des Abschieds war extrem bedrückend. Wir nahmen lediglich einen kleinen Rucksack mit und gingen los. Planlos und ohne Ziel ging es Richtung Westen. Mehrere Tage waren wir unterwegs, meist zu Fuss oder per Auto. Dann folgte die Überquerung des iranisch-türkischen Grenzgebiets. Mit Hilfe von Schleppern ging es über schwer zu begehende Pfade weiter Richtung Türkei. Auf der Ladefläche eines Lastwagens erreichten wir Istanbul. Wir reisten mit dem Flugzeug nach Milano, immer mit der Angst im Nacken, dass uns jemand von der Regierung verfolgen könnte. Wir erhielten Unterschlupf bei einem Bekannten meines Vaters. Er riet uns, weiter in die Schweiz zu reisen. Wir nahmen den Zug nach Zürich, von dort ging es weiter nach

Bern, wo wir in einer Flüchtlingsunterkunft Zuflucht fanden. Das war vor eineinhalb Jahren.

Seit unserer Ankunft sitzen wir im Flüchtlingsheim fest.

Wir dürfen weder arbeiten noch in eine eigene Wohnung ziehen. Ich darf nicht studieren oder zur Schule gehen. Das Staatssekretariat für Migration SEM teilte uns mit, dass wir auf den Entscheid des Bundes warten sollen. Zuhause im Iran ist die Lage angespannt. Mein Onkel kam vor einem Jahr bei einem Autounfall ums Leben. Er wollte an diesem Tag wichtige Dokumente für uns in der Hauptstadt Teheran besorgen. Die Polizei teilte uns mit, dass sein Auto in Flammen aufging, es hätte eine regelrechte Explosion gegeben. Das Auto war aber in einwandfreiem Zustand. Einen Grund für die Explosion konnte man uns nicht nennen. Wir gehen davon aus, dass die Regierung da ihre Hände im Spiel

hatte, weil er sich für unsere Freilassung stark gemacht hatte. Er unterstützte uns, wo er nur konnte und sprach sich für uns aus. Den Tod habe ich immer noch nicht ganz realisiert. Er war erst 43 Jahre alt und wie ein zweiter Vater für mich. Seither mache ich mir um meine Mutter und meine Schwester enorme Sorgen. Ich rufe sie jeden Tag an, habe sie aber das letzte Mal vor fast zwei Jahren gesehen. Wie es für uns weitergeht, kann uns niemand sagen. Eine Rückkehr in den Iran ist unmöglich, wir würden noch am Flughafen verhaftet werden. Ob meine Mutter und meine Schwester in die Schweiz kommen, ist abhängig von den Weisungen des SEM. Lediglich bei einem positiven Asylbescheid besteht die Möglichkeit, dass sie in die Schweiz kommen. Ob und wann das passieren wird, steht in den Sternen. Ich kann nichts anderes tun, als zu hoffen und abzuwarten.



Im Iran entscheiden Männer über das Wohl der Frauen und Mädchen.
Die verkrusteten Strukturen bekam auch Sanaz Tanhaei (34)
zu spüren. Eine Forderung nach Gerechtigkeit wurde ihr zum Verhängnis.
Die Flucht vor systematischer Unterdrückung endete in der Schweiz,
wo sie an einem ganz speziellen Arbeitsplatz neue Hoffnung fand.

Trotz allem Heiterkeit



Sanaz lächelt nicht oft, wenn sie von ihrer Geschichte erzählt. Zu viel Leid hat sie erlebt. Zu tief sitzt der Schmerz über das, was passierte. Doch ein ganz spezielles Thema lässt auch ihre Gesichtszüge aufheitern und ein breites Grinsen macht sich breit: «Die Heitere Fahne ist meine zweite Familie. Ich habe dort Menschen gefunden, die ehrlich und loyal sind. Es ist meine kleine, heile Welt. Dafür bin ich unglaublich dankbar.» Die «Heitere Fahne» ist vieles aber keineswegs gewöhnlich. Es ist eine Idee, viel Leidenschaft, Freundschaft, Mut und Idealismus. Der Verein betreibt ein inklusives Kulturhaus in Wabern bei Bern – Sanaz' Arbeitsplatz und Wohlfühlort: «Mein Job macht mir Spass. Ich habe den Menschen dort so vieles zu verdanken. Gerade auch zu Beginn, als ich neu hier war, waren sie eine grosse Stütze.» In Irans Millionenstadt Karadsch wuchs Sanaz auf. Sie studierte, eröffnete später eine kleine Kleiderboutique. Früh musste sie jedoch der harten Realität ins Auge blicken: «Im Iran ist man als Frau nicht gleichgesetzt. Sicherheit und Freiheit sind nicht garantiert, im Gegenteil. Das gesamte System ist geprägt von Willkür und Entscheidungen einiger Machttträger.» Unzählige Berichte unabhängiger Institutionen belegen: Die Lage der Frau im Iran ist durch gesetzliche und gesellschaftliche Dis-

keine Chance. Im Iran ist das üblich: Entweder man hat Kontakte zur Regierung oder ist vermögend – sonst zieht man immer den Kürzeren.» Die Anklage scheiterte, für Sanaz aber blieb die Verhandlung nicht ohne Folgen. Die Falschmeldungen über ihre vermeintliche Vergangenheit verbreiteten sich wie ein Lauffeuer. Der Druck im Umfeld wuchs, Bekannte wandten sich ab. «Ich fühlte mich nicht mehr sicher, traute mich nicht mehr alleine auf die Strasse. Meine Bekannten waren plötzlich anders zu mir, weil sie von dieser Geschichte hörten. Sie glaubten den Männern.» Es folgten schwierige Monate und lange Gespräche mit ihrem Vater. Er wusste um die Situation Bescheid, machte sich Sorgen. Schweren Herzens riet er seiner Tochter, das Land zu verlassen. «Ich reiste für zwei Monate zu meiner Cousine in die Türkei. Wir dachten, in dieser Zeit könnte sich die Lage beruhigen – doch als ich zurückkehrte, war es noch schlimmer als zuvor. Ich konnte nicht im Iran bleiben, es war nicht mehr sicher für mich.» Sanaz floh nach Rom, von dort gelang sie dank einer KOLlegin in der Schweiz nach Aarau. Mit Gelegenheitsjobs kämpfte sie sich durch. Einige Monate später musste sie gehen, stand ohne Wohnung oder Job da. «Ich wollte zurück in den Iran. Mein Vater schickte mir daraufhin Dokumente, die besagten, dass

7 Jahre Gefängnis

kriminierung geprägt. Welche Rechte Frauen und Mädchen im Iran haben – darüber entscheiden ausschliesslich Männer. Sämtliche zentralen Stellen der Macht werden von ihnen besetzt, entsprechend ist das islamische Rechtssystem ausgelegt. Auch Sanaz bekam das am eigenen Leib zu spüren. «Als ich 19 Jahre alt war, wurde ich von einer Gruppe Männer sexuell missbraucht. Als Frau alleine gegen eine Gruppe unbekannter Männer anzuklagen, hätte keinen Sinn gehabt. Ich kannte noch nicht einmal die Namen. Doch neun Jahre später stiess ich durch einen Zufall auf zwei der Täter. Es folgte eine Anklage, vor Gericht sagten sie jedoch aus, mich für Sex bezahlt zu haben. Das war natürlich gelogen. Trotzdem glaubte man mir nicht – ich war schliesslich eine Frau und sie zwei Männer.» Als unverheiratete Frau im Iran ist Geschlechtsverkehr oder Ähnliches untersagt, selbst Augenkontakt wird vermieden. Entsprechend schwerwiegend war der Vorwurf der beiden Männer. Hinzu kamen deren gute Beziehungen zu den verantwortlichen Richterstellen: «Ich hatte mittlerweile verstanden, was abläuft. Familienangehörige der Männer arbeiteten für die Regierung, ein Grossvater war oberster Richter. Ich hatte

ich mittlerweile schuldig gesprochen wurde. Ich durfte nicht mehr einreisen. Das war natürlich ein Schock – schliesslich ist das meine Heimat, meine Familie ist dort.» Es folgte eine Odyssee quer durch die Schweiz. Durch einen Verwandten kam sie zu einem Flüchtlingscamp in Bern, anschliessend zum Frauencamp in Hinterkappelen. Dann weiter nach Oberdiessbach, wohnte anschliessend an ihrem Arbeitsplatz in einem kleinen Zimmer – seit einigen Monaten hat Sanaz nun eine eigene Wohnung in Bern. Über das Internet wurde sie auf die «Heitere Fahne» aufmerksam. «Ich war sofort begeistert von dem, was ich las», erinnert sich Sanaz zurück, und schrieb ihnen eine E-Mail. «Ein paar Tage später konnte ich mich vorstellen.» Sie absolvierte ein mehrmonatiges Beschäftigungsprogramm, anschliessend begann sie eine Vorlehre. Sie arbeitet dort, wo sie gerade gebraucht wurde: in der Küche, im Service, rund ums Haus. Und das Team, so Sanaz, sei eine einzigartige Gruppe: «Wenn wir mit der Arbeit fertig sind, bleiben wir immer noch dort und trinken etwas zusammen. Wir sprechen und lachen viel. Ich habe schnell verstanden, dass dies unglaublich gute Menschen sind. Wir machen auch

80 Stockschläge

Ausflüge zusammen. So habe ich mich schnell zuhause gefühlt. Ein tolles Gefühl.» Sanaz hat in der Schweiz ein Stückchen Heimat in einem fremden Land gefunden. Trotzdem ist der Wunsch, die Familie in der Heimat zu besuchen, gross. Seit vier Jahren hat sie ihre Eltern und Verwandten nicht mehr gesehen. Richtig verabschieden konnte sie sich nie. Ein Besuch ist jedoch nicht möglich, bei einem Einreiseversuch würde sie direkt festgenommen. Denn auch aus der Schweiz setzte sie sich für Frauen- und Menschenrechte ein, veröffentlichte politische Statements. Sie will Zeichen setzen, obwohl sie dafür einen hohen Preis zahlt. «Ich erhielt von meinem Anwalt den abschliessenden, finalen Gerichtsentscheid. Im Iran erwarten mich sieben Jahre Gefängnis und 80 Stockschläge, ausserdem eine hohe Geldstrafe. Ausschlaggebend ist die Geschichte, die vor vielen Jahren passierte – aber auch die politischen Äusserungen, die ich veröffentlichte. Irans Regierung duldet keine Kritik, das ist die Folge.» Sanaz lebte 30 Jahre in diesem autoritären System, weiss um die Mentalität der Gesellschaft Bescheid. Die Menschen hadern damit, sich für mehr Rechte einzusetzen, weil sie Vergeltung seitens der Regierung fürchten. Ein Teufelskreis, aus dem es kaum ein Entkommen gibt. Auch hier in der Schweiz ist Sanaz weiterhin abhängig von Entscheidungsträgern – sie erhielt einen zweiten negativen Asylbescheid und legte Rekurs ein. Derzeit wartet sie auf den definitiven Beschluss des Staatssekretariats für Migration SEM. Lange hat sie für einen Verbleib hier gekämpft und möchte in der Schweiz bleiben. Seit Jahren baut sie sich hier ein neues Leben auf, spricht fließend Deutsch und hat ein soziales Netzwerk. Was in ein paar Monaten passiert, weiss sie nicht. Ob sie sich alleine fühlt, möchten wir zum Abschluss des Interviews von ihr wissen. «Nein», antwortet sie und lächelt, «ich habe doch schliesslich meine Familie bei der Heiteren Fahne.»

**Herr
oder Frau
Müller,**

Es kostet viel Mut, die eigene Geschichte zu erzählen. Deshalb sind wir denen dankbar, die uns ihr Vertrauen geschenkt haben: Edita und Elvis Alic, Abielom Berhane, Yohannes Berhane, Ramazan Calisir, Ghazal Farzaei, Kiflay Mengestabe, Tashi Tsangmada, Karl und Catherine Ross, Sanaz Tanhaei, Yosan Tesfamichael und Merkeb Gebretinsae. Ihr habt uns ermutigt, angeregt und bereichert.

Ebenso geht unser Dank an unsere Familien, Freunde, Kommilitonen, Referenten und Unterstützer, die unser Magazin über Monate durch wertvolle Tipps und Diskussionen verbessert haben.

Aber es gehört auch einiges dazu, sich dem eigenen Privileg bewusst zu werden und mit offenem Ohr und ohne Vorurteile den Menschen zuzuhören, die bisher kaum Gehör fanden. Dafür danken wir dir.

**wir danken
dir für
deine Zeit.**

Was folgt deinem offenen Ohr?

Unvoreingenommen zuzuhören ist der erste Schritt, um Anderen helfen zu können. Das hast du jetzt getan. Und vielleicht hast du gemerkt, dass hinter den Geschichten Menschen stecken, die dir gar nicht so unähnlich sind. Sie sind Väter und Mütter, Brüder und Schwester, Söhne und Töchter, Partner, Freunde, Bekannte – genau wie du.

Und was würdest du dir wünschen, wenn du in ein fremdes Land kommst? Vermutlich zuerst einmal Verständnis, Empathie und Vertrauen. Oder Solidarität. Werte, die gerade in den letzten Monaten an Bedeutung gewonnen haben, als die Corona-Pandemie unsere Heimat herausforderte – und zusammenschweisste.

Wir glauben: Es ist Zeit, diese Solidarität auf alle Menschen auszuweiten, die in unserem Land leben. Egal, wie sie hier hergekommen sind. Aber wie? Es beginnt im Kleinen. Gehe aufmerksam durch die Welt. Merke, wenn du Vorurteile beschwörst – und erinnere dich daran, sie gleich wieder zu vergessen. Gib deinen Mitmenschen eine Chance, sich zu beweisen. Oder engagiere dich sogar politisch, gesellschaftlich und sozial in Vereinen, einer Partei oder deinem Freundeskreis.

Wie du es auch machst: Wenn mehr Frauen und Herren Müller so denken wie du, wird unser Land lebenswerter – für uns alle.

**Denkst du
immer noch
schwarz-
weiss?**

**ES WIRD GLEICH
MITREISSEND
UND TRAUERIG.
EMOTIONAL UND
KOPFSCHÜTTELND,
KRAFTVOLL UND
VERZWEIFELT,
INSPIRIEREND
UND BEREICHERND.**

10 Geflüchtete erzählen ihre Geschichten.
Wagst du dich, die Perspektive zu wechseln?